

Lord
genannt
Raffles

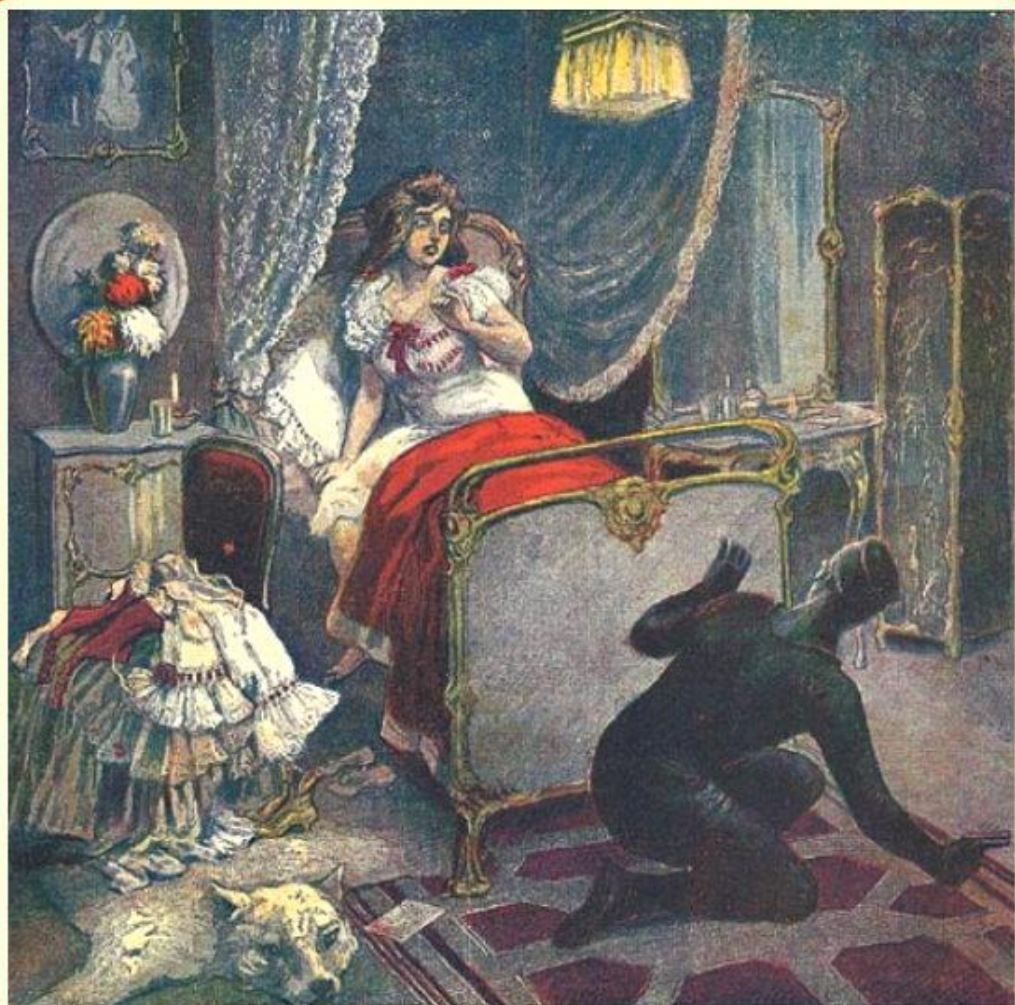


Lister
der
Meisterdieb

5. Band

Der schwarze Mann im Schlafzimmer

20 Pf. 25 Heller
25 Cts.



Mit weit geöffneten Augen starrte sie auf das dunkle Gesicht des Mannes.

Kurt Matull & Theo von Blankensee

Lord Lister

genannt, Raffles, der Meisterdieb

Band 5

Der schwarze Mann im Schlafzimmer

Ein Heftroman

(Überarbeitete Fassung)

Inhalt

1. Kapitel - Die verschwundenen Juwelen	7
2. Kapitel - Der rätselhafte Gast	18
3. Kapitel - Im Schlafzimmer der Baroness	26
4. Kapitel - Der schwarze Brief	31
5. Kapitel - Ein Herzensgeheimnis	36
6. Kapitel - Im Tanzhaus	39
7. Kapitel - Im Club der Millionäre	51
8. Kapitel - Der Überfall	57
9. Kapitel - Die Macht der Liebe	66
10. Kapitel - Der Lord geht	71

John Raffles, auch bekannt als Lord Edward Lister, ist ein englischer Arzt, Weltenbummler und außergewöhnlicher Gentleman-Gauner. Auf seinen Reisen rund um den Globus sucht er das Abenteuer und engagiert sich gegen Verbrechen und Ungerechtigkeit. Er stiehlt bevorzugt bei Wohlhabenden, um Bedürftigen zu helfen, oder deckt kriminelle Machenschaften auf. Dabei lenkt er den Verdacht nicht selten geschickt auf eine unschuldige Person. Unterstützt wird er von seinem Chauffeur James Henderson und seinem Vertrauten Charles Brand.

Raffles tritt unter zahlreichen Identitäten und Namen auf. In London ist er als Lord William Aberdeen bekannt, der dem exklusiven Windsor Club als Vizepräsident angehört.

Chief Inspector Baxter von Scotland Yard und seine Kollegen Marholm und Sullivan sind stets bemüht, dem geheimnisvollen Meisterdieb auf die Spur zu kommen. Doch nur selten haben sie Erfolg – und selbst dann gelingt es Raffles meist, ihnen erneut zu entkommen.

1. Kapitel

Die verschwundenen Juwelen

In der stillen, dunklen Tiergartenstraße warf das Licht, das aus der Villa des Bankiers Von Hartstein strahlte, seinen hellen Schein. Eine Kutsche nach der anderen fuhr vor, Diener in Livree eilten herbei, öffneten die Tür und geleiteten

die in leichte Abendmäntel gehüllten Damen sowie die Herren in Frack oder Uniform hinein. Alles, was sich in der Haupt- und Residenzstadt schön und elegant nennen durfte, sowie jeder, der berühmt und bekannt war, versammelte sich im Haus dieses Mannes, des überaus reichen Direktors und Eigentümers der vornehmsten Effektenbank.

In dem überreich mit Blumen und Palmen geschmückten Saal rauschte die verführerische Tanzmusik. Verborgен hinter den prächtigsten tropischen Pflanzen spielte eine berühmte Zigeunerkapelle, die man unter großen Kosten aus Wien hatte kommen lassen. Die süßen Melodien erklangen auch in den angrenzenden Räumen, die die herrlichsten Plätze boten, um gemütlich zu flüstern oder nach den Anstrengungen des Tanzes zu flirten.

Der Ballettmeister, der im großen Saal unter dem riesigen, mit Rosen-Girlanden geschmückten Kristall-Gasleuchter stand, hatte gerade das Zeichen zum Beginn einer Quadrille gegeben, und man sah die schlanken, eleganten Frauen und Mädchen sich zwischen den schwarzen Fräcken und glänzenden Uniformen der Herren bewegen. Man hörte das fröhliche Lachen und die Scherzworte ab und zu über den Tönen der Musik, als plötzlich, ungefähr in der Mitte des Saales, auf auffällige Weise Verwirrung unter den Tänzern entstand.

Der Herr, der sich bei diesen vier Paaren durch seine besonders schöne, männliche Gestalt auszeichnete, gab dem Ballettmeister ein Zeichen, worauf dieser durch eine Bewegung seiner Hand das Orchester zum Schweigen brachte.

Allgemeine Neugier entstand, um die Ursache dieser Störung zu ergründen, aber schon nach wenigen Sekunden spielte die Musik wieder, der Tanz wurde fortgesetzt, und nur wenige Personen erfuhren, dass die junge und bezaubernde Gastgeberin, Adelheid von Hartstein, ihr Collier verloren hatte, das aus den kostbarsten Diamanten und Rubinen zusammengesetzt war und einen fabelhaften Wert darstellte.

Sobald die Quadrille beendet war, erschien eine große Anzahl Diener in ihrer grauen, mit Silber besetzten Livree. Mit scharfen Blicken durchsuchten sie einige Male den gesamten Saal, ohne jedoch auf dem glatten Parkettboden eine Spur des verlorenen Colliers zu finden.

Adelheid von Hartstein war, mit ihrer schlanken und doch wohlgeformten Gestalt, ihren tiefblauen Kinderaugen und dem weichen, von lockigem blondem Haar umrahmten Gesichtchen, eine prächtige Frau, und es musste jedem auffallen, wie gut, gerade durch den großen Gegensatz, der Herr zu ihr passte, an dessen Arm sie sich in diesem Augenblick vorwärts bewegte, um in eines der Seitenzimmer zu gelangen, wo ihr Mann, der Bankier, sich beim Spiel vergnügte.

Lord Brigham hatte nicht das gewöhnliche Aussehen eines Engländers. Sein welliges Haar war pechschwarz und über der typischen Nase funkelten ein paar schwarze Augen. Die fein geschnittenen Lippen waren unter dem kleinen, kurz geschnittenen Schnurrbart sichtbar. Aber das Kinn zeichnete Willenskraft, und der sehnige, muskulöse

Körper deutete auf außergewöhnliche Kraft und Gewandtheit hin. Lord Brigham stammte aus einer der ältesten Adelsfamilien Englands und hatte daher Beziehungen in den besten Kreisen. Heute war er jedoch zum ersten Mal Gast des Bankiers Von Hartstein.

»Ich hoffe, dass dieser Vorfall Sie nicht verstimmt hat, gnädige Frau«, sprach er mit seiner wohlklingenden Stimme, »es ist sicher anzunehmen, dass das Collier wiedergefunden wird.«

Die junge Frau schien dieser Meinung nicht vollkommen zu teilen. Während sie ihren Kavalier, der einen Kopf größer war als sie selbst, mit ihren wundervollen blauen Augen ansah, antwortete sie: »Ich weiß nicht, Mylord, ich habe ein unbestimmtes Gefühl, als ob etwas ... ja, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll ...«

»Sie glauben doch nicht, gnädige Frau Baronin, dass ... nun ja, dass das Collier in weniger wünschenswerte Hände geraten ist?!«

Sie zuckte mit den Schultern, ohne ihren Kavalier anzusehen, und während ihre Stimme schüchtern, fast kindlich befangen klang, sprach sie in leisem Ton: »Wir sind hier schließlich inmitten von Freunden ... Ich meine, unter unseren Gästen. Es wäre also schlecht von mir, wenn ich auch nur im Entferntesten jemanden zu verdächtigen wagte.«

Sie zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort: »Es ist so merkwürdig! Ich hatte noch im selben Augenblick das Gefühl, das Collier um meinen Hals zu spüren. Man gewöhnt sich so daran, und wenn man diese Kostbarkeiten

den ganzen Abend trägt, dann vermisst man etwas, wenn sie plötzlich verschwunden sind. Und so bemerkte ich, dass es plötzlich so leicht um meinen Hals wurde ...«

Sie blickte auf ihre tief ausgeschnittene lachsfarbene Seidenrobe, und die bewundernden Blicke des Herrn folgten den ihren in die Spitzengarnitur, die den schönsten Busen und den bezauberndsten Frauenhals umgab.

Bankier Von Hartstein musste bereits über das Vorgefallene unterrichtet sein, denn er kam seiner Frau bereits entgegen und geleitete sie und Lord Brigham in ein weiter entferntes, bisher nicht beleuchtetes Kabinett, wo er das elektrische Licht aufdrehte. Er ließ sich genau erzählen, was geschehen war, und war, ebenso wie seine Frau, beunruhigt über den Umstand, dass das Diamant-Halsschmuckstück, das doch mitten im Saal verloren gegangen war, nicht wiedergefunden worden war.

Doch er tröstete seine Gattin und wies darauf hin, wie leicht eine der Damen mit ihrer Schleppe das kostbare Kleinod weggeschoben haben könnte.

»Ich ersuche Sie, Mylord«, sprach er in dringendem Ton zum Engländer, »lassen Sie Ihre Fröhlichkeit nicht durch diesen Vorfall stören und sprechen Sie, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, mit niemandem darüber. Ich möchte nicht, dass der peinliche Fall Anlass zu falschen Schlussfolgerungen gibt. Verschwinden kann nichts in meinem Haus. Dafür bürgen meine bewährten Diener und die Freundschaft meiner Gäste.«

Lord Brigham verneigte sich.

Eine kleine Pause entstand zwischen diesen drei Personen, die sich jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigte, aber darauf sprach die blonde Frau: »Es ist doch merkwürdig, Maximilian, und du weißt, dass wir in der letzten Zeit oft das Personal haben wechseln müssen.«

Der Bankier schüttelte den Kopf. »Verzeih mir, liebes Kind, aber das siehst du nicht richtig ein. Ein Bürgerlicher könnte nichts anfangen mit einem Gegenstand von so großem Wert. Niemand kauft diese Steine von ihm, und oben-drein: Tu mir den Gefallen, die ganze Sache vorläufig zu vergessen. Glaub mir, ich habe schon schwierigere Probleme gelöst. Und wenn das Collier wirklich verloren sein sollte«, sprach er lächelnd, »dann werden wir auch darüber hinwegkommen. Und nun will ich dich nicht länger in der Unterhaltung mit deinem Kavalier stören, der dich sehr sicher wieder in gute Stimmung versetzen wird.«

Bei diesen Worten wandte sich der Bankier, in dessen Gesicht hinter glänzenden Brillengläsern ein Paar durchdringende Augen funkelten, mit einem höflichen Lächeln an den Engländer, welchem Frau Von Hartstein ihren Arm bot und sie wieder in den Tanzsaal zurückgeleitete.

Der Bankier, dessen Scheitel bereits fast völlig kahl war, wartete einen Augenblick, dann folgte er dem Paar, schob seinen breitschultrigen, kurzen Körper zwischen den Herren hindurch, die vor dem Eingang des Ballsaales standen, und verschwand hinter einer Seitentür.

Einige Minuten später befand er sich in seinem Privatbüro am Telefon. Nachdem man ihn mit der gewünschten

Nummer verbunden hatte, sprach der Bankdirektor: »Spreche ich mit dem Detektivbüro Rasmussen?«

»Ja, hier Rasmussen, wer da?«

»Von Hartstein. Sind Sie dort selbst, Herr Rasmussen?«

»Zufällig ja!«, klang es. »Ich erwarte ein Telegramm, das ich selbst in Empfang nehmen muss, also ...«

»Das trifft sich ausgezeichnet. Ich brauche einen Ihrer Leute, eine vertrauenswürdige Person. Ein Vorfall, den ich nicht per Telefon mitteilen möchte und der gerade in meiner Villa während eines Balles stattgefunden hat, zwingt mich, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, Herr Rasmussen!«

»Ja, wen soll ich Ihnen senden? Meine Leute sind um diese Zeit schwer und erst in einigen Stunden zu bekommen. Aber ich kann Ihnen doch sofort jemanden schicken.«

»Einen erfahrenen Detektiv?«, fragte der Bankier.

»Er ist noch sehr jung«, klang es von der anderen Seite, »aber ich glaube, dass der junge Mann eine große Zukunft vor sich hat. So viel Geistesgegenwart, so viel Kombinationsvermögen und persönlichen Mut habe ich noch nie bei jemandem kennengelernt, der erst in dem Fach ist.«

»Gut, schicken Sie ihn mir. Wann kann er hier sein?«

»Unsere Autos stehen bereit. In sechs Minuten kann Henry Stern bei Ihnen sein.«

»Schön. Ich erwarte ihn in meinem Privatbüro. Ich werde anordnen, ihn sofort einzulassen.«

Nachdem der Bankier dem Portier per Haustelefon seine Befehle gegeben hatte, lief er mit auf dem Rücken gefalteten

Händen in seinem Büro auf und ab. Hinter der massiven Stirn arbeiteten die Gedanken dieses Börsenkönigs, um eine Lösung für das geheimnisvolle Verschwinden eines solch kostbaren Gegenstandes zu finden.

An die Möglichkeit, die er gegenüber seiner Frau geäußert hatte, dass das Kleinod an der Schleppe einer der Damen hängen geblieben sei, glaubte er selbst nicht. Diese lange Kette, deren seltene, schöne Diamanten im Licht des Ballsaales wie elektrische Funken glitzerten – dieses Stück von so enormem Wert musste jedem sofort auffallen.

Der Bankier kannte die Menschen. Er wusste, dass selbst Reiche in Versuchung geraten könnten, wenn es sich um einen solchen Gegenstand handelte, und dass besonders die Damen, geblendet von der Pracht der Diamanten und Rubine, zu einer Tat fähig sein könnten, die ihnen bereits im nächsten Augenblick das größte Leid verschaffen konnte. Er war davon überzeugt, dass das Collier vom schönen Hals seiner Frau geglitten war, zuerst in die Falten einer Robe und darauf in die Tasche einer der Schönen, die noch auf dem Ball anwesend war.

Er hoffte, mithilfe des Detektivs ein Mittel zu finden, um wieder in den Besitz der Kostbarkeit zu gelangen, welche er trotz seines großen Reichtums ungern missen würde.

Der Bankier blickte auf die Uhr. 5 Minuten waren vergangen, aber die sechste war noch nicht ganz verstrichen, als sanft an seine Tür geklopft wurde und ein schlank gebauter, junger Mann eintrat, in tadellosem Gesellschaftskostüm, ein Monokel im linken Auge und den Zylinder mit ei-

ner höflichen Verbeugung abnehmend.

Lächelnd sprach der Besucher: »Mein Name ist Stern, Herr Direktor, Henry Stern.«

»Sie sind ...?«

»Der Abgesandte des Detektivbüros Rasmussen«, vervollständigte der junge Mann den Satz.

Verwundert fragte der Bankier: »Ist dies Ihr gewöhnliches Outfit oder wie haben Sie sich sonst so schnell verkleiden können?«

Der Detektiv antwortete: »Ein Detektiv muss alles können, Herr Von Hartstein; mein Chef sagte mir, dass ich in sechs Minuten bei Ihnen sein müsse, und da das Auto in 3½ Minuten Ihre Wohnung erreichen konnte, blieb mir, wenn ich 1½ Minuten für die Treppen usw. rechnete, noch 1 Minute, um mich zu verkleiden.«

Der Bankier sprach mit einer gewissen Dosis Respekt vor so viel Genauigkeit zu dem noch so jungen Mann: »Ich werde Ihnen nun erzählen, wofür ich Ihre Hilfe brauche.«

Der Detektiv verneigte sich. »Es ist ein Gegenstand von großem Wert in Ihrem Haus abhandengekommen, nicht wahr?«

Überrascht aufblickend, fragte der Bankier: »Hat Ihr Chef Ihnen das erzählt?«

Der junge, elegante Mann schüttelte den Kopf. »Das wäre für Herrn Rasmussen unmöglich gewesen, weil er selbst nicht wusste, weshalb Sie mich haben kommen lassen. Aber es war nicht schwer, dies zu erraten. Die misstrauischen Blicke Ihrer Diener untereinander zeigten mir deut-

lich, dass es hier um einen Diebstahl ging, jedenfalls, dass ein Gegenstand von Wert vermisst werden musste. Von Wert, weil Sie sicher die Hilfe unseres Büros sonst nicht in der Nacht angerufen hätten, Herr Direktor.«

Der Bankier nickte zustimmend. »Sie haben vollkommen recht«, sprach er, »es geht hier um ein Collier aus Diamanten und Rubinen, das meine Gattin verloren hat. Ich vermute zumindest, dass sie es verloren hat und dass der Finder oder die Finderin bisher noch keinen Grund gefunden zu haben glaubt, es zurückzugeben.«

Mit einem Nicken sprach der Detektiv: »Und nun soll ich dafür sorgen, dass diese Person sich an ihre Pflicht erinnert und das Collier zurückgibt?«

»Er kann es auch wieder verlieren«, meinte der Bankier, »und dann wären Sie der ehrliche Finder.«

Der Detektiv blickte ernst. Darauf sprach er: »Ich kann vorläufig noch nicht an den Mut einer der Damen aus der Gesellschaft glauben, sich solch einen kostbaren Gegenstand widerrechtlich anzueignen ... Sind Sie vollkommen sicher bei all Ihren Gästen?«

»Soweit das möglich ist, sehr sicher«, antwortete der Bankier. »Sie wissen wohl, Herr Stern, dass man nicht einmal für seine nächsten Blutsverwandten die Hand ins Feuer legen kann, geschweige denn, wenn es sich um eine große Anzahl von größtenteils oberflächlichen Bekannten handelt. Die Leute, die in meinem Haus verkehren, gehören im Allgemeinen zu den bekannten, berühmten Familien der Residenz. Deshalb trifft mich dieser Vorfall umso mehr ...

Übrigens«, – die Stimme des Bankiers klang nun viel kühler, »darf ich Sie nun in die Gesellschaft bringen?«

Der Detektiv schüttelte den Kopf. »Es wäre mir angenehm, wenn Sie, Herr Direktor, zuerst gehen wollten und wenn Sie sich nicht weiter um mich kümmern würden. Erst später, wenn ich mich wieder an Sie wende, ersuche ich Sie, mich dem einen oder anderen vorzustellen.«

Der Bankier nickte. »Wie Sie wünschen! Auf Wiedersehen also!«

»Einen Augenblick noch, wenn es beliebt«, bat der Detektiv. »Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir eine Visitenkarte von sich geben würden, auf der Sie mir Vollmacht erteilen, damit Ihre Untergebenen sich nach meinen Befehlen richten.«

»Ist das absolut nötig?«

»Sicher. In einem solch schwierigen Fall kann ich nicht wissen, zu welchen Maßnahmen ich übergehen muss. Vor allem werde ich wahrscheinlich eine Livree, wie Ihre Diener sie tragen, benötigen.«

Der Bankier hatte eine seiner großen Visitenkarten aus der Brieftasche genommen, schrieb hierauf das Nötige mit einem goldenen Füllfederhalter und sprach, während er dem Detektiv die Karte aushändigte: »Was Letzteres betrifft, haben Sie sich lediglich an meinen Hofmeister Martin zu wenden, er wird Ihnen in jeder Hinsicht zu Diensten sein.«

Der Detektiv verneigte sich und der Bankier ging hinweg.

2. Kapitel

Der rätselhafte Gast

Nachdem Herr Von Hartstein sich bei seinen Spielpartnern wegen seines plötzlichen Aufbruchs entschuldigt hatte, begab er sich in den Festsaal, wo er nach einigem Suchen seine Gattin fand. Frau Adelheid hatte bereits nach ihrem Mann Ausschau gehalten, um ihn an einer Beobachtung teilhaben zu lassen, die sie gemacht hatte. Scheinbar fröhlich plaudernd ging sie an seiner Seite, als sie, zu einer Nische an ihrer rechten Seite blickend, sprach: »Siehst du den Herrn dort, Maximilian? Er ist mir unbekannt.«

Der Bankier blickte unbemerkt in die angegebene Richtung und behauptete ebenfalls, diesen Herrn nicht zu kennen. »Es ist möglich«, flüsterte er, »dass einer unserer Gäste ihn eingeführt hat. Das wäre zwar nicht nach Sitte, aber wenn es sich um einen Ball handelt ...«

Frau Adelheid schüttelte den Kopf. »Vielleicht bin ich im Augenblick ein wenig misstrauisch«, sprach sie, »aber du solltest doch einmal nachfragen, Maximilian.«

»Das werde ich tun«, antwortete ihr Gatte. »Lass mich dich inzwischen zu Frau Von Blendheim geleiten, die dir soeben winkte. Danach teile ich dir mit, was ich in Erfahrung bringe.«

Einen Augenblick später saß die junge Frau des Bankiers neben ihrer alten Freundin, die sie flüsternd an dem Geschehenen teilhaben ließ, während Herr Von Hartstein zwi-

schen den Reihen der Gäste hindurchging und scharf nach dem Detektiv Ausschau hielt.

Einer der Diener näherte sich ihm mit einem silbernen Tablett voller gefüllter Gläser und sprach, den Bankier anblickend: »Ein Glas Champagner, mein Herr?«

Der Bankier blickte auf. Ein Lächeln flog über sein Gesicht, und während er ein Glas vom Tablett nahm, flüsterte er dem Diener zu: »Das ist schnell gegangen, Herr Stern, ich suche Sie gerade.«

Der Detektiv, der sein Gesellschaftsoutfit gegen die graue Livree getauscht hatte, antwortete, als gelte es einen Befehl seines Herrn: »Sie wollen mich auf den Herrn dort drüben in der Nische aufmerksam machen, nicht wahr, mein Herr? Ich sah Sie soeben mit Ihrer Frau dort vorbeigehen.«

Der Bankier antwortete nicht, aber es fiel ihm schwer, seine Verwunderung über die beinahe peinliche Aufmerksamkeit zu verbergen, die Henry Stern an den Tag legte, wo es um die wichtige Angelegenheit ging.

»Ich würde nun gerne meiner Wege gehen«, fuhr der Detektiv fort, »ich vermute nämlich, dass dieser Herr, der auch mir bereits aufgefallen ist, hier nicht mehr lange bleiben wird.«

»Verdächtigen Sie ihn?«, fragte der Bankdirektor.

Der Detektiv, der noch immer in derselben unterwürfigen Haltung das silberne Tablett mit den Champagnergläsern hielt, sprach, während er seine Lippen kaum bewegte: »Das wäre zu viel gesagt, aber auf jeden Fall passt dieser Mann nicht zwischen Ihre anderen Gäste, Herr Direktor.«

Inzwischen ging der Detektiv dazu über, den anderen Gästen seinen Champagner anzubieten, und der Gastgeber sah, dass er sich auf diese Weise schnell der Tür näherte.

Neugierig, ob der geheimnisvolle Fremde noch gegen die Marmorsäule in der Nische gelehnt stand, richtete der Bankier seine Schritte nochmals dorthin, aber er fand den Platz leer. Unmittelbar danach kamen ein paar seiner besten Freunde, um ihn in ein Börsengespräch zu verwickeln, so dass er vorläufig nicht mehr an das gestohlene Kleinod dachte.

Als er sich wieder zum Spielsaal begab, um seine Hombre-Partie fortzusetzen, traf er nochmals seine Ehefrau am Arm des schönen, stolzen Engländers, den sie für den ganzen Abend zu ihrem Kavalier gewählt zu haben schien.

Ein tiefes Erröten färbte ihre Wangen, als sie ihren Gatten sah. Dieser jedoch nickte ihr und ihrem Kavalier mit einem gütigen Lächeln zu. Der Lord erwiderte diesen Gruß mit einer Neigung des Kopfes und sprach: »Ihr Mann liebt Sie offensichtlich sehr, gnädige Frau Baronin; selbst der große Verlust, den Sie ihm, wenn auch ungewollt, zugefügt haben, verdirbt seine gute Laune nicht.«

»Ja, mein Mann ist sehr gut«, antwortete sie, »ich erinnere mich nicht, ihn auch nur ein einziges Mal verstimmt gesehen zu haben.«

»Sie geben ihm sicherlich auch keinen Anlass dazu.«

Ein forschender Blick aus den dunklen Augen des Mannes musterte die junge Frauengestalt.

Adelheid von Hartstein war den verschiedensten Empfin-

dungen preisgegeben, als sie nun, ohne zu wissen, wohin ihr Begleiter sie führte, beinahe willenlos an seinem Arm dahinschlenderte. Vor einem Jahr, kaum 18 Jahre alt, war sie ihrem dreimal so alten Ehemann zum Altar gefolgt. Auch sie stammte aus einem altadligen, aber verarmten Geschlecht und hatte daher für ihren eigenen Unterhalt sorgen müssen. Schon monatelang arbeitete sie in einem der großen Büros des Herrn Von Hartstein, als eines Tages der Bankier seinen Blick auf sie warf.

Er schien Informationen über sie eingeholt zu haben, denn nach einiger Zeit ließ er sie zu sich rufen und sprach mit einer Stimme, die alle Festigkeit verloren hatte: »Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Fräulein Von Sebald.« Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann fort: »Es hängt von Ihnen selbst ab, ob Sie meine Bitte erfüllen wollen.«

Das junge Mädchen war, trotz ihrer selbst, errötet, hatte, nachdem sie ihren Chef kurz angesehen hatte, ihre schönen Augen niedergeschlagen und mit einer gewissen Angst auf seine weiteren Worte gewartet. »Das, was ich Sie fragen möchte, betrifft nur mich selbst«, hatte der Bankier gesagt. Danach hatte er wieder geschwiegen. Adelheid von Sebald hatte tief errötend ihr Köpfchen noch mehr gebeugt, bis plötzlich ihr Chef sich zu ihr hinabbeugte, ihr Haupt in seine großen Hände nahm und sprach: »Ich liebe Sie, Adelheid, und ich wünschte, dass Sie meine Frau würden.«

Sechs Wochen später waren sie miteinander verheiratet. Alles war wie im Traum geschehen. Das junge Mädchen, das niemals jemanden getroffen hatte, der tiefen Eindruck

auf ihr Herz machen konnte, war sich kaum bewusst, wie groß der Unterschied in Jahren und Lebensauffassungen zwischen ihr und ihrem Mann war. Als sie einmal verheiratet war, wurde ihr dies zwar deutlich, aber die endlose Güte ihres Ehemanns räumte alles aus dem Weg, was sonst vielleicht ein unüberwindbares Hindernis gewesen wäre. Niemals war ihr bisher beim Anblick anderer Männer der Gedanke gekommen, dass ein anderer vielleicht besser zu ihr gepasst hätte als ihr Ehemann.

Nun jedoch war Adelheid von Hartstein unruhig geworden. Eine Empfindung, die sie verwirrte und entzückte zugleich, bemächtigte sich ihrer, wenn sie in die schwarzen Augen des Engländers blickte, welche ihr mehr noch als seine Worte sagten, welch tiefen Eindruck auch sie auf ihn gemacht hatte. Um sich abzulenken, brachte sie, während sie in einem der kleineren Säle auf einer Ruhebänk Platz genommen hatten, das Gespräch wieder auf das verlorene Collier.

»Mein Ehegatte hat sich bereits des Falls angenommen«, sprach sie, »und ich selbst meine auch etwas bemerkt zu haben, was sich auf den Vorfall bezieht.« Sie gab ihrem Cavalier nun eine Beschreibung des Fremden, der ihr aufgefallen war und der nun verschwunden zu sein schien.

»Aber wie sollte dieser Mann in Ihre Nähe gekommen sein?«, sprach Lord Brigham, über dessen aristokratisches Gesicht ein Lächeln glitt.

»Das verstehe ich auch nicht«, antwortete Adelheid, nachdenklich vor sich hinblickend, »aber ich habe ein gewisses

Vorgefühl, dass von diesem Mann eine nähere Erklärung zu erhalten wäre.«

»Es wird schwierig festzustellen sein, ob dieser Mann wirklich etwas mit dem Diebstahl zu tun hat.«

»Ich glaube, dass mein Mann die nötigen Schritte bereits getan hat. Er steht bereits seit Jahren mit dem Detektivbüro in Verbindung, und das sind tapfere, geschickte Leute.«

Der Engländer nickte. »Das ist auch die einzige Möglichkeit, zumindest wenn man ein gutes Büro an der Hand hat.«

»Oh«, sprach die junge Frau, »das Detektivbüro Rasmussen hat den Ruf, das beste und zuverlässigste von ganz Berlin zu sein.«

Wieder glitt ein Lächeln über die Züge des Lords, der nun das Gespräch auf andere Themen brachte.

Inzwischen war Henry Stern dem Mann, der eine solch auffällige Erscheinung in den Augen von Frau Adelheid gewesen war, gefolgt. Der Fremde hatte das gastfreundliche Haus des Bankiers bereits verlassen. Der rätselhafte Mann lief ziemlich schnell durch die Straßen, bis er eine Mietkutsche fand, in die er einstieg. Henry Stern befand sich noch auf der anderen Straßenseite, doch das Auto setzte sich kaum in Bewegung, da saß der Detektiv bereits hinten auf, um auf diese Weise die Fahrt mitzumachen.

Es war gut, dass sich nur noch wenige Menschen auf der Straße befanden, denn es war kein alltäglicher Anblick, einen erwachsenen Mann wie einen echten Straßenjungen an einem Auto hängen zu sehen. In der Nähe des Bahnhofs

Gesundbrunnen verlangsamte das Fahrzeug sein Tempo, und sofort sprang Henry Stern vom Wagen ab, um, während er im Schatten der Häuserzeile weiterlief, das Gefährt im Auge zu behalten.

Vor einem der Häuser hielt das Auto still. Der Detektiv sah, dass der Fremde ausstieg, den Kutscher bezahlte, die Haustür aufschloss und hineinging. Ohne einen Augenblick zu zögern, untersuchte Stern nun die Seiteneingänge der Häuser, und bereits im zweiten fand er eine offene Haustür. Er eilte den Gang entlang zu einem Innenhof, wo er wie eine Katze über den Holzzaun kletterte, und als er 200 Schritte weiter war, wiederholte er dasselbe noch einmal. Er befand sich nun in dem Haus, das ihn interessierte, aber er hatte keine blasse Ahnung, wo sich der Fremde nun aufhalten würde.

Plötzlich fiel sein Blick auf ein recht hoch gelegenes Fenster, das nun beleuchtet war. Hier wollte er einmal hineinschauen! Schnell entschlossen, wie es seine Gewohnheit war, wusste er sich mithilfe eines Teppichklopfers, den er im Innenhof fand, hochzuarbeiten, bis er die Fensterbank des beleuchteten Fensters greifen konnte. Wie ein Eichhörnchen war er hinaufgeklettert, und nun sah er in das Zimmer, in dem sich ein Mann befand, der eine Bluse trug und der aussah wie ein Arbeiter. Er war in Begleitung zweier junger Mädchen, die offenbar zu den armseligen Berliner Nachtfaltern gehörten. Die vierte Person im Raum war der Fremde, den er verfolgte.

Sie standen zusammen an einem Tisch und betrachteten

offenbar etwas, das der Fremde ihnen zeigte. Da sie jedoch, so wie sie dort nebeneinander standen, dem Detektiv ihre Rücken zudrehten, war dieser nicht in der Lage zu unterscheiden, was so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Bei seinem Versuch, besser hineinsehen zu können, machte der Detektiv einen Fehltritt, wodurch er beinahe nach unten gerollt wäre. Er wusste jedoch sein Gleichgewicht zu bewahren, musste aber schnell seinen Kopf und Oberkörper zurückziehen, um nicht gesehen zu werden.

Drinnen hatte man das Geräusch gehört, alle hatten sich umgedreht und starrten zum Fenster. Dem Detektiv erschien es nun sicherer, seinen Beobachtungsposten zu verlassen. Er ließ sich wieder nach unten gleiten und hatte gerade den Holzzaun erreicht, über den er soeben geklettert war, als die Tür, die vom Haus zum Innenhof führte, geöffnet wurde.

Der Detektiv sah, dass die vier Personen, die er im Zimmer gesehen hatte, ihn verfolgten. Er hörte eine Stimme, die einen Hund anstachelte und rief: »Tyras, fass ihn!«

Im selben Augenblick flog ein großer Hund wie ein Rasender über den Platz und packte Henry Stern, der gerade über den Zaun klettern wollte, an seiner Jacke. Der junge Detektiv hatte seinen langen Gummiknüppel hervorgeholt und gab dem Hund damit einen kräftigen Schlag auf die Schnauze, sodass das Tier laut jaulte. Nun eilten auch die beiden Männer herbei, und mit einem gewaltigen Sprung schwang sich Stern über den Zaun, während ein gutes Stück seiner Jacke im Maul des Hundes zurückblieb.

Die beiden Kerle wagten es offenbar nicht, ebenfalls über den Zaun zu klettern. Sie riefen ihm jedoch nach: »Du wirst uns doch nicht entwischen, verfluchter Spürhund!«

Es war bereits fast 5 Uhr am Morgen. Henry Stern wartete noch einige Minuten, aber als alles ruhig blieb, begab er sich nach draußen in die stockdunkle Straße. Nachdem er die Hausnummer und den Straßennamen notiert hatte, eilte er zurück, bis er in einem zivilisierteren Viertel eine Mietkutsche fand, mit der er sich, sehr zufrieden mit seiner Arbeit, zu seinem Büro bringen ließ.

3. Kapitel

Im Schlafzimmer der Baroness

»Ich habe keine Lust, die Polizei in meine Angelegenheiten zu verwickeln«, sprach der Bankier am nächsten Morgen beim Frühstück zu seiner Ehefrau, als natürlich wieder eifrig über das Verschwinden des Colliers gesprochen wurde.

»Wozu sollte es auch dienen! Diebstähle, die auf solch raffinierte Weise begangen werden, entdeckt die Polizei fast nie. Ich zweifle keineswegs am Eifer und am Scharfsinn unserer Beamten, aber ich fürchte, dass sie in diesem Fall wenig ausrichten werden. Deshalb habe ich mich sofort an Rasmussen gewandt.«

Die junge Frau hörte das, was ihr Mann erzählte, wie in einem Traum. Ein gewisses Etwas, über das sie sich selbst

keine Rechenschaft geben konnte, verschleierte all ihre Empfindungen und Gedanken. Das Leben schien ihr doppelt angenehm!

Sie ertappte sich dabei, dass ihre Gedanken woanders waren, in der Nähe eines hochgewachsenen, schlanken Mannes mit schwarzem, lockigem Haar und dunklen, strahlenden Augen, die sie wieder, genau wie gestern in der Orangerie, tief und schmachtend anblickten.

Wie sehr sie sich auch anstrengte, diese Gedanken zu verbannen, um sich wieder voll Aufmerksamkeit ihrem Mann zu widmen, es half ihr nichts.

Etwas Neues war in ihr Leben getreten, und obwohl sie es sich selbst nicht eingestehen wollte, sehnte sie sich nach dem Augenblick, in dem sie ihn wiedersehen und sprechen würde.

Später am Tag, als ihr Mann zur Börse gegangen war, saß sie lange Zeit in ihrem kostbar eingerichteten Boudoir. Sie fragte sich wiederholt, ob er, mit dem sich ihre Gedanken ununterbrochen beschäftigten, sie wohl auch noch nicht vergessen hätte.

Wenn sie dann wieder an ihren Ehemann dachte, empfand sie etwas, das an Gewissensbisse grenzte.

Als Herr Von Hartstein am Abend wieder ausging, um an einer wichtigen Versammlung teilzunehmen, teilte er ihr vor seinem Aufbruch mit, dass es wahrscheinlich spät werden würde, ehe er zurück sein könne.

Adelheid legte sich früh zur Ruhe, aber es dauerte eine geraume Zeit, bevor sie den Schlaf finden konnte.

Endlich jedoch schlief sie ein, während ein seliges Lächeln um ihren roten Mund spielte.

Sie träumte.

Es war ihr, als würde eine Zimmertür geöffnet und sanfte, behutsame Schritte näherten sich ihrem üppigen Bett.

Da stand er im sanften, gedämpften Licht des Gasleuchters, er, an den sie den ganzen Tag hatte denken müssen ... oder war er es nicht? Und nun sprach er sogar zu ihr ... Sie verstand ihn nicht ... nun nannte er ihren Namen, den er immer wieder mit sanfter, wohlklingender Stimme wiederholte ... und nun kniete er neben ihrem Bett nieder, streckte seine Hände nach ihr aus und ...

Mit einem Schrei der Angst richtete Adelheid von Hartstein sich auf und mit weit geöffneten Augen starrte sie auf das dunkle Gesicht des Mannes, der am Fußende ihres Bettes kniete.

Mit bebender Stimme fragte sie: »Was wollen Sie? ... Wer sind Sie? ... Ich rufe um Hilfe!«

Der nächtliche Besucher hob sein Haupt, das von einer schwarzen Samtmaske bedeckt war, durch die nur die Augen sichtbar waren, und mit einer Stimme, die die junge Frau zu kennen glaubte, die ihr aber gleichzeitig fremd in den Ohren klang, sprach er:

»Seien Sie nicht ängstlich! Ich werde Ihnen kein Leid zufügen. Ich bin hierhergekommen, weil ich Sie sehen muss ... Bei Tag, wenn jeder Sie sehen kann, ist es mir unmöglich, Ihnen zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt ...«

Mit flehend erhobenen Händen fragte sie wieder, fast

flüsternd:

»Ich weiß nicht, wer Sie sind, was wollen Sie von mir und warum verbergen Sie Ihr Gesicht? Sind Sie ...«

Aber sie wagte nicht zu fragen, ob er es war, der auf dem Ball ihr Herz im Sturm erobert hatte.

Ein sanftes, wohlklingendes Lächeln klang von seinen Lippen.

»Ob ich es bin, nach dem Ihr Herz verlangt, das weiß ich nicht. Aber ich – ich konnte der unsichtbaren Macht nicht widerstehen, die mich zu Ihnen führte in dieser stillen Stunde ... Aber ich komme noch wegen etwas anderem: Sie haben auf dem Fest Ihr Collier verloren, würden Sie es gerne zurückhaben wollen?«

Überrascht und sprachlos starrte die junge Frau den nächtlichen Besucher an; sie schüttelte ihren Kopf mit dem lockigen, goldblonden Haar und mit totenbleichem Gesicht keuchte sie:

»Aber wer sind Sie denn nur? Und was wissen Sie von meinem Collier? Sind Sie vielleicht der Mann, der in der Nische gegen die Marmorsäule lehnte?«

Er schüttelte den Kopf.

»Fragen Sie mich nicht, wer ich bin, denn ich muss Ihnen die Antwort ewig schuldig bleiben. Betrachten Sie mich als einen Unglücklichen, der Ihr Mitleid verdient!«

Er nahm ihre Hand in die seine, hob die Samtmaske an und drückte seine Lippen auf ihre glühenden Finger.

»Ich verstehe es nicht«, sprach sie sanft, aber während sie dies sagte, war es, als flüstere ihr eine innere Stimme zu:

»Er ist es! Er ist es, den du liebst, dem dein Herz und deine Sinne angehören.«

Aber – dann begann sie wieder zu zweifeln.

Wie sollte der englische Aristokrat einen Augenblick daran denken können, nachts in eine fremde Wohnung einzudringen, in das Schlafzimmer der Frau eines anderen zu kommen? Und was hatte Lord Brigham mit dem gestohlenen Halsschmuck zu tun? Aber vielleicht gab er dies nur als Vorwand für sein unmotiviertes Kommen an?

Sie fühlte jedoch, dass sie sich auf jeden Fall dem Schein nach gegen diesen Besuch wehren musste, und mit klopfendem Herzen sprach sie: »Wollen Sie mir nun Ihren Namen nennen? Ich muss um Hilfe rufen, wenn Sie noch länger hier bleiben! Als Mann von Ehre dürfen Sie die Hilflosigkeit einer Frau nicht missbrauchen ... Und dort in jenem anderen Zimmer schläft mein Ehemann.«

Sie wusste nicht, ob der Bankier bereits zu Hause war, aber wie dem auch sei, es wäre ihr unmöglich gewesen, um Hilfe zu rufen. Sie fürchtete diesen Mann nicht, der in ihr Schlafzimmer eingedrungen war und wie ein flehender Knabe zu ihren Füßen lag.

Zögernd fragte sie: »Kenne ich Sie?«

Er antwortete nichts, aber es war ihr, als höre sie ein sanftes Lachen von seinen Lippen.

Hierdurch mutiger geworden, fragte sie wieder: »Kennen Sie meinen Ehemann?«

Er lachte wieder und flüsterte: »Ich kenne Sie beide und ich weiß, warum Sie diese Frage an mich richten.«

Darauf fuhr er nach einer kleinen Pause fort: »Vielleicht kenne ich auch ihn, an den Sie denken!«

»Aber sind Sie es nicht selbst?«, fragte sie in atemloser Spannung.

Ohne hierauf zu antworten, sprach er nochmals: »Tut es Ihnen sehr leid, dass Sie Ihr Collier verloren haben?«

Aber Adelheid, erfüllt von ganz anderen Gefühlen, sprach kopfschüttelnd: »Mein Mann ist schließlich so reich ... Man verliert so etwas natürlich nicht gerne ... Vor allem er, mein Ehemann ... Mir kann es nicht viel ausmachen ... Haben Sie es vielleicht gefunden?«

Er antwortete auch hierauf nichts, aber küsste nochmals ihre Hände, die sie ihm beide gab, und stand dann langsam auf.

»Es wird Zeit, dass ich gehe, aber Sie haben mich nicht zum letzten Mal gesehen.«

Und ohne Adelheid Zeit zu lassen, noch etwas zu sagen, war der nächtliche Besucher verschwunden.

Sie fühlte sich wie betäubt, und als wäre nichts Besonderes vorgefallen, schlummerte sie ruhig wieder weiter.

4. Kapitel

Der schwarze Brief

Bankier Von Hartstein schäumte vor Wut.

Er hatte des Morgens, als er sein Büro betrat, auf seinem

Schreibtisch einen Brief in einem schwarzen Kuvert gefunden, das auf der Rückseite ein goldenes Monogramm »J. R.« aufwies.

Der Brief war nicht mit einer Briefmarke oder einem Stempel versehen und offensichtlich von einem Boten dort abgelegt worden.

Das Kuvert enthielt einen mit der Schreibmaschine geschriebenen Brief mit folgendem Inhalt:

Gehrter Herr!

Machen Sie sich keine Mühe, auszuforschen, wo sich das Diamantencollier Ihrer Ehefrau befindet. Es würde Ihnen nicht helfen und Sie vielleicht in Gefahr bringen. Dasselbe gilt für diejenigen, denen Sie diese Arbeit auftragen sollten. Es wird von Umständen, mit denen Sie nichts zu tun haben, abhängen, ob man das Collier Ihrer Frau zurückgeben wird. Es wird jedoch weder der Polizei noch den Detektiven gelingen, auf die Spur Ihres Dienstwilligen zu kommen,

JOHN C. RAFFLES.

Herr Von Hartstein traute seinen Augen nicht. Diese Brutalität übertraf alles!

Sofort wurde der alte, vertraute Diener Martin gerufen.

Der alte Mann, der bereits dem Vater des Bankiers gedient hatte, erschien, wie immer, tadellos im Gehrock und mit weißer Krawatte, im Büro seines Herrn und Meisters.

Aber es war, als würden die Hände des Mannes zittern, als er auf die Schwelle trat und seine weißen Koteletten

durch seine Finger gleiten ließ.

»Mein Herr befiehlt?«

»Mein bester Martin«, sprach der Bankier mit gerunzelter Stirn, »ich muss dir, fast zum ersten Mal, einen Vorwurf machen. Es scheinen falsche Elemente unter den Bediensteten zu sein ... Hier, lies diesen Brief.«

Er gab ihm das Kuvert und fuhr fort: »Dieses Schreiben fand ich heute Morgen auf meinem Tisch liegen. Franz, der Bedienstete, behauptet, keine blasse Ahnung zu haben, wie es dorthin gekommen ist. Darf so etwas in einem gut geordneten Haushalt vorkommen?«

Der alte Mann lauschte mit gebeugtem Haupt den Worten seines Gebieters. Es war, als wagte er schuldbewusst nicht zu antworten.

Der Bankier fuhr fort: »Du weißt, bester Martin, welchen Verlust ich auf dem Ball erlitten habe. Eine halbe Million ist auch für mich keine Kleinigkeit.«

»Aber dass ich obendrein von diesem Schurken in meinem eigenen Haus verhöhnt werde, das ist das Schändlichste von allem! Und, bester Martin, dafür mache ich dich verantwortlich!«

Der alte Mann zuckte mit den Schultern und sprach: »Es tut mir sehr leid, Herr Von Hartstein, aber ich selbst stehe machtlos all dem gegenüber. Ich habe nach dem Diebstahl all unsere Bediensteten einer nach dem anderen in die Mangel genommen, aber ich bin davon überzeugt, dass keiner von ihnen zu einer unehrlichen Tat fähig ist. Was jedoch den Brief betrifft, hierüber kann ich Sie persönlich, wenn

auch nur teilweise, in Kenntnis setzen ...«

Überrascht sah der Bankier auf.

»Du? Du selbst, Martin? Ich bin sehr neugierig.«

Mit einem traurigen Lächeln sprach der alte Mann: »Ja, ich leide, wie der Herr wohl weiß, an Schlaflosigkeit. Nun habe ich vor einiger Zeit, aus einem unbedeutenden Grund, das Schlafzimmer mit der Kammermama der Frau Baronin getauscht.«

»In dieser Nacht meinte ich, ein Geräusch zu hören, ich drehte das elektrische Licht auf und sah, dass es fast halb drei war. Ich ging aus meinem Zimmer und sah im schwachen Licht der Flurlampe eine schwarze Gestalt entlangschleichen.

Im ersten Augenblick war ich gelähmt vor Schreck, so dass ich versäumte, ihm nachzueilen, und danach fand ich trotz aller Mühe seine Spur nicht wieder.

Ich war jedoch nicht beruhigt und begann, etwa eine halbe Stunde später, noch einmal zu suchen. Während ich am Schlafzimmer der Frau Baronin vorbeikomme, wird die Tür zum Flur hin geöffnet und eine hohe, in Schwarz gekleidete Gestalt kommt unhörbar nach außen ...«

Der alte Mann schwieg und blickte bestürzt in das totenbleiche Gesicht seines Herrn.

In entrüstetem Ton fragte Von Hartstein: »Haben Sie das Gesicht des Mannes gesehen?«

»Das war mir unmöglich. Er trug eine Maske, oder vielmehr eine Kopfbedeckung aus schwarzem Samt, durch die nur die Augen sichtbar waren.«

»Und du hast ihn gehen lassen?!«, fragte der Bankier tief durchatmend.

»Das macht mich gerade so unglücklich!«, sprach der alte Martin händeringend.

»Ich war wie gelähmt vor Schreck durch diese gespenstische Gestalt. Ich konnte nicht einmal einen einzigen Laut von mir geben. Die fremde, überirdische Erscheinung glitt unhörbar an mir vorbei, ihre durchdringenden Augen auf mich gerichtet.«

»Als ich vom Schreck erholt war, war der geheimnisvolle Mann verschwunden.«

»Am Fensterrahmen eines der Fenster nahe der Treppe fand ich ein Seidenband befestigt, an dem der Verbrecher wahrscheinlich nach unten geglitten ist.«

Der Bankier antwortete nichts.

Er hatte an seinem Schreibtisch Platz genommen und war in tiefes Nachdenken versunken.

Er dachte nicht mehr an den brutalen Brief in dem schwarzen Kuvert, selbst der Verlust des Colliers war ihm in diesem Augenblick gleichgültig – nur der Gedanke an seine Frau beschäftigte ihn.

Bis dato war ihm noch niemals der Gedanke gekommen, dass die reinen, blauen Augen seiner Frau verlangend nach anderen Männern hätten schauen können.

Wie kam es, dass nun plötzlich ein Gefühl des Zweifels sich des Herzens des bereits betagten Mannes bemächtigte?

War es seiner nicht unwürdig, in der brutalen Handlungsweise eines Schurken, der vielleicht in den Gemä-

chern seiner Frau gewesen war, während diese schlief, Treulosigkeit des geliebten Wesens suchen zu wollen?

Aber – das war es nicht allein!

Adelheids Haltung war nach der Nacht des Balls so völlig anders geworden! Lieb und freundlich wie immer, war sie doch in sich gekehrt und still geworden.

Was konnte dieser Mann in seinem Brief mit den Umständen meinen, mit denen er selbst nichts zu tun hatte und von denen es abhängen sollte, ob man Adelheid das gestohlene Collier zurückgeben würde?

All diese Fragen peinigten den Bankier ungeheuer.

Endlich hob er das Haupt und sprach, den alten Diener mit einem gütigen Lächeln ansehend: »Ich danke dir sehr, bester Martin; willst du so gut sein, durch die Kammermama meiner Ehefrau sagen zu lassen, dass ich sie in einer Viertelstunde zu sprechen wünsche?«

Martin entfernte sich und kam bald darauf mit der Mitteilung zurück, dass die Frau Baronin soeben aufgestanden sei und den Herrn Bankier in einer Viertelstunde erwarte.

5. Kapitel

Ein Herzensgeheimnis

Adelheid war erst spät aus ihren Träumen erwacht.

Als jedoch ihr Kammermädchen die Vorhänge öffnete und das volle, helle Tageslicht in das mehr als üppige

Schlafzimmer fiel, waren alle Visionen der Nacht verschwunden.

Sie befand sich wieder als Ehefrau des berühmten Börsenkönigs und Millionärs Von Hartstein in ihrer Villa; sie war die reiche, vornehme Frau, die ihrem Ehemann Treue geschworen hatte und die, nun da der nüchterne Verstand wieder arbeitete, fest entschlossen war, alle anderen Gefühle unwiderruflich aus ihrem Herzen zu verbannen.

War er Wirklichkeit, ihr Traum von jener Nacht?

Aber warum hatte sie dann nicht um Hilfe gerufen, als der Fremde an ihrem Bett niedergekniet war?

Wie hatte sie einen Augenblick lang vermuten können, dass der englische Aristokrat und der Einbrecher, derselbe, der ihr Collier gestohlen hatte, etwas miteinander zu tun hatten?

Würde Lord Brigham, ein Peer von England, nachts in ein fremdes Haus eindringen, um auf diese Weise einer Dame seine Huldigung zu erweisen?

Nein! Sie wünschte, sie könnte vor ihrem Ehemann erscheinen, um ihm zu erzählen, wer den traurigen Mut gehabt hatte, ihr Schlafzimmer zu betreten!

Aber das war unmöglich!

Sie kannte sein Misstrauen und seine Eifersucht und wusste, dass er ihr nicht glauben würde, wenn sie ihm den Ablauf des nächtlichen Abenteuers berichten würde.

Und weil sie nicht den Mut hatte, ihm alles zu sagen, beschloss sie zu schweigen.

In diesem Augenblick erhielt sie die Nachricht von ihrem

Mann, dass er sie sprechen wolle.

Sie verstand, dass diese frühe Unterredung im Zusammenhang mit dem Vorfall in der Nacht stand, und voll banger Ungewissheit wartete sie auf das Kommen ihres Ehemannes.

Als er eintrat, sah sie an seinen fest zusammengepressten Lippen, dass seine Stimmung nicht die beste war, aber sie hatte Zeit gehabt, sich vorzubereiten, und war daher äußerlich ruhig und gefasst.

Nachdem der Bankier sie den Brief im schwarzen Kuvert hatte lesen lassen, schien sie darüber ebenso empört wie er selbst und antwortete auf seine Frage, ob sie nichts von der Anwesenheit des Schurken bemerkt habe.

»Aber Max, du verstehst doch, dass ich dann das ganze Haus in Aufruhr versetzt hätte. Ich wäre vor Angst gestorben!«

Diese Worte stellten ihn vollkommen zufrieden.

Die Gewissheit, dass das Herz seiner Frau ebenso rein und unschuldig war wie immer, ließ ihn alle Beunruhigung vergessen, und Adelheid gab sich alle Mühe, ihm zu beweisen, dass sie ihn mehr als je zuvor liebte und an keinen anderen Mann dachte.

Mit dem blonden Köpfchen an seiner breiten Brust blickte sie zärtlich zu ihm auf. Geduldig ließ sie sich auf Mund und Augen küssen, bis er, auf die Uhr blickend, sah, dass es höchste Zeit war, zur Börse zu gehen.

Die junge Frau begab sich in ihr Boudoir, wo sie sich wieder ihren Gedanken hingab.

Sollte sie ihrem Mann alles erzählen?

Aber nein, er würde sie nicht verstehen, er könnte es nicht!

Einer nur gab es auf der ganzen Welt, der ihr helfen könnte! Einer nur, auf dessen Ritterlichkeit sie vollkommen vertraute.

Dieser eine war Lord Brigham!

Wenn der verwegene Unbekannte es ihr wieder schwer machen würde, dann wollte sie zu ihm gehen, zu dem englischen Edelmann, von dessen Freundschaft sie Rettung erwartete.

Gestärkt durch diesen Entschluss, rief sie ihre Zofe, um sich für eine Spazierfahrt ankleiden zu lassen.

6. Kapitel

Im Tanzhaus

Henry Stern hatte soeben die Villa des Millionärs verlassen, nicht sehr erfreut über das, was er dort hatte erfahren müssen. Der Bankier hatte ihm den schwarzen Brief gezeigt und hinzugefügt, dass er den Fall in die Hände eines anderen Detektivbüros geben würde, wenn er nicht innerhalb weniger Tage zumindest den Anfang eines Ergebnisses sehe.

Das war für den jungen Mann wie ein Schlag ins Gesicht. Obwohl er erst 23 Jahre alt war, hielt er sich – vielleicht nicht ganz zu Unrecht – für ein Genie in seinem Beruf.

Herr Von Hartstein verlangte, so dachte Stern, wohl etwas viel. Es waren nicht mehr als vier Tage seit dem Ball in der Villa vergangen, und dieser Zeitraum war fast zu kurz, um einem so gerissenen Verbrecher auf die Spur zu kommen.

Henry Stern hatte immerhin eine Spur, was er dem Millionär auch mitgeteilt hatte, aber sie hatte bislang zu nichts geführt.

Bereits am Vormittag nach der besagten Nacht hatte er das Haus, zu dem ihn das Auto gebracht hatte, wieder aufgesucht.

Er fand die Wohnung ohne jede Mühe. Dort wohnte eine alte Frau, ein Typ, wie man ihn eher in den Verbrechervierteln der Großstädte findet. Sie vermietete ihre Zimmer für einige Tage oder Nächte, je nachdem, wie man sie darum bat.

Aber die Alte behauptete, nichts von der Sache zu wissen. Die ganze Nacht, so sagte sie, habe kein Licht in ihrer Wohnung gebrannt, und niemand sei dort gewesen außer ihr selbst. Der Detektiv müsse sich entschieden geirrt haben. Wahrscheinlich meine er ein anderes Haus in der Straße.

Stern durfte die Hilfe der Polizei nicht in Anspruch nehmen, da Herr Von Hartstein ihm dies strengstens untersagt hatte.

An dieses Verbot musste er sich halten, obwohl ihm gerade in diesem Fall die Hilfe der Polizei viel wert gewesen wäre.

Seufzend und unzufrieden mit sich selbst war Henry

Stern nun auf dem Weg zu Herrn Rasmussen, um, wie es seine Pflicht war, diesem mitzuteilen, was er an jenem Morgen in der Villa erfahren hatte, als ein Herr mit ausgestreckten Händen auf ihn zukam.

»Henry, alter Junge, wie geht es dir?«

Der Detektiv erkannte sofort seinen früheren Schulkameraden Peter Böcher, und bald waren sie in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das sie auf Vorschlag des Freundes in einem Weinrestaurant fortzusetzen gedachten.

Henry Stern erzählte, wie er erst den Plan gehabt hatte, Offizier zu werden, aber dass eine sehr unangenehme Duellgeschichte, die er nicht hatte verhindern können, seine Karriere im Heer unmöglich gemacht hatte. Durch einen Zufall war er Detektiv geworden, ein Fach, für das er förmlich in die Wiege gelegt zu sein schien.

»Das ist ein Zufall«, antwortete der andere, »dann haben wir schließlich so ungefähr denselben Beruf ergriffen. Ich habe Jura studiert und bin schließlich Polizeikommissar geworden.«

»Hier in Berlin?«, fragte Stern angenehm überrascht.

Der andere nickte zustimmend und fuhr fort: »Ich weiß, was du sagen willst, und ich werde deine Frage sofort beantworten: Wenn es mir irgendwie möglich ist, ohne meine Pflicht zu verletzen, will ich dir gerne in jeder Hinsicht zu Diensten sein.«

Kurze Zeit später fuhren die beiden Freunde gemeinsam in einer Droschke zum Polizeipräsidium.

Nachdem Kommissar Böcher dort seinen Freund sehr

förmlich beim Chef der Kriminalpolizei vorgestellt hatte, war dieser so wohlwollend, die Erlaubnis zum Durchblättern des Verbrecheralbums zu geben.

Henry Stern teilte jenem Herrn im Vertrauen mit, worum es ihm ging.

Hiernach brachte der Kommissar den Detektiv in ein Zimmer, das das sogenannte Verbrecheralbum enthielt. Es war ein länglicher Raum mit zahllosen Fächern und Regalen an den Wänden, in denen sich Stapel von Fotografien befanden. All diese Bilder waren fein säuberlich nach Alter, Haarfarbe, Größe und ähnlichen Kennzeichen der Verbrecher geordnet.

Es ging Henry Stern darum, das Porträt des Mannes zu finden, der am Ballabend in der Millionärsvilla in der Nische gestanden hatte, gegen die Marmorsäule gelehnt, und dem er später bis zum Innenhof des verdächtigen Hauses gefolgt war.

Eine geraume Zeit blieb seine Suche erfolglos.

Endlich brachte der Beamte ein Paket frisch eingetroffener Fotos, welche Personen darstellten, die in Berlin oder außerhalb beim Verlassen von Strafanstalten erst kürzlich fotografiert worden waren.

Beim Betrachten dieser Porträts griff Stern hastig nach einem der Fotos, während er sprach:

»Der! Aber er hat sich den Bart abnehmen lassen!«

Während er die Fotografie umdrehte, las der Kommissar vor: »Adolf Müller aus Myslowitz, genannt Schlesischer Adolf, geboren am 23. Juli 1869. Wiederholt bestraft wegen

schweren Diebstahls und Raubes.«

»Das ist er!«, sprach Henry Stern, »wenn ich nur erklären könnte, wie der Mann in den Besitz des Colliers gekommen ist. Denn auch wenn er, wie auch immer, Zugang zur Villa erhalten hat, die Baronin wird mit ihm doch keinesfalls getanzt haben, denn er war ihr nicht einmal vorgestellt worden.«

»Und dass er sie ausgerechnet in dem Augenblick passiert haben sollte, in dem sie das Collier verlor – sie vermisste es nach einer Quadrille –, ist auch nicht anzunehmen!«

Die anderen Beamten zuckten mit den Schultern, und Peter Böcher sprach: »Ja, Junge, das sind die Rätsel, die du lösen musst.«

»Auf jeden Fall bin ich dir und den anderen Herren sehr dankbar, dass ihr mir Einsicht in diese Dinge gewährt habt«, sprach Stern, »denn ich weiß nun zumindest einigermaßen, mit wem ich es zu tun habe.«

»Auch wir werden ein Auge auf Herrn Adolf Müller haben«, versicherte der Kommissar.

Henry Stern nahm Abschied und folgte sofort dem Rat, den ihm einer der Herren auf dem Polizeirevier gegeben hatte, indem er nämlich ein kleines Restaurant in der Seydelstraße aufsuchte, das Tipp-Café, wie es von den Besuchern genannt wurde.

Die Polizei hatte oft Grund, dieses Restaurant im Auge zu behalten, weil dort wiederholt Verbrecher und Landstreicher zusammenkamen und weil dort, obwohl der Inhaber oft bestraft worden war, hoch gespielt wurde.

Am Nachmittag desselben Tages erschien im Café Säusler, wie es offiziell hieß, ein Herr mit kleinen englischen Backenbarten, der auch gemäß seiner Kleidung und seines gesamten Auftretens den bürgerlichen Engländer verriet.

Er bestellte in langsamem Ton, mit echtem englischen Akzent sprechend, erst ein Glas Bier und, da er dies nicht bekommen konnte, ein Glas Portwein.

Mit sichtlichem Wohlbehagen trank er sein Glas leer.

Daraufhin nahm er ein Sportblatt zur Hand und vertiefte sich in dessen Inhalt, wobei er dicke Rauchwolken aus einer kurzen Tabakpfeife blies.

So saß er eine Stunde lang und danach noch eine Stunde, ohne dass er seine Jockeymütze vom Kopf nahm.

Auch als zwei Personen das ansonsten leere Tipp-Café betraten, blickte er nicht von dem Blatt auf, das ihn offenbar sehr interessierte.

Die beiden sehr elegant gekleideten Herren gingen in das am Tag stets recht dunkle Café und sprachen am Büfett eine Weile mit dem dort verweilenden Kellner.

Daraufhin wollten sie offenbar das Lokal wieder verlassen, als der Kleinere der beiden, jemand mit einem schwarzen Schnurrbart und einem bescheidenen Äußeren, sprach:

»Sag mal, wir könnten doch erst ein Glas Pils trinken.«

Sie nahmen in unmittelbarer Nähe des Engländers Platz und begannen von einem Gelage zu sprechen, das sie offenbar am Vorabend miterlebt hatten.

Der Engländer wandte, sich hinter seinem Blatt verbergend, kein Auge von ihnen ab.

Er hatte sofort in dem einen den Schlesischen Adolf erkannt und war im selben Augenblick fest entschlossen, ihn nun nicht wieder aus den Augen zu verlieren.

Das war nun, am helllichten Tag, nicht so einfach, aber Henry Stern fühlte, dass sein guter Ruf als Detektiv auf dem Spiel stand! Er bezahlte nun und fragte den Kellner etwas in gebrochenem, mit Englisch vermischem Deutsch, was dieser nicht verstand. Er hatte die Genugtuung, dass der Kleinste seiner zwei Nachbarn seine Worte übersetzte.

Dadurch kam er mit ihnen ins Gespräch und erzählte, dass er in Berlin fremd sei. Er sei wegen der Rennen herübergekommen, und weil ihm Berlin so gut gefalle, wolle er noch ein paar Tage bleiben. Aber zu seinem Bedauern kenne er niemanden, der ihn ein bisschen in der Stadt herumführen könne, und es gebe so viel Sehenswertes!

Der Detektiv beherrschte meisterhaft die Kunst, sich stockdumm zu stellen, und sofort bemerkte er, dass die beiden Herren sich bei seiner Geschichte vielsagend ansahen.

»Wir sind ein paar echte Berliner«, sprach nun der Schlesische Adolf, »und es wäre uns ein Vergnügen, Ihnen einmal zu zeigen, wie es bei uns zugeht.«

»Ja«, fiel der andere ein, »wir sind schon seit gestern auf dem Bummel und genau in der richtigen Stimmung. Wenn Sie sich uns anschließen wollen, werden Sie schon sehen! Wenn jemand Geld hat in Berlin, kann er den Teufel tanzen lassen!«

»Nun«, sprach der Engländer, »das werde ich tun! Und ich danke auch dafür, dass Sie mich mitnehmen!«

»O, das bedeutet nichts«, antwortete der Kleine, der sich als Fritz von Behr vorstellte, »das ist Christenpflicht, einem Ausländer ein bisschen den Weg zu weisen! Kommen Sie nur, wir nehmen nun eine Droschke und fahren los!«

Schon bald saß das Trio in einem Automobil, um die verschiedenen Bars und Cafés der Friedrichstraße zu besuchen.

Henry Stern merkte schon bald, dass es seinen Kameraden darum ging, ihn betrunken zu machen.

Aber er konnte ziemlich viel vertragen, und zudem nahm er nur recht unschuldige Dinge zu sich.

Der Schlesische Adolf schien immer mehr Gefallen an der Anwesenheit des neuen Bekannten zu finden.

Es war inzwischen Abend geworden, und Adolf schlug vor, etwas sehr Interessantes zu sehen, ein Stück des echten dunklen Berlins.

»Ich kenne ein Tanzhaus«, sprach er, »so etwas haben Sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen, Mr. Sylvers!«

Unter diesem Namen hatte sich der Detektiv den beiden Gaunern vorgestellt.

»Sie können dort die schlimmsten Verbrecher Berlins zu sehen bekommen, so wie Sie sie sonst nur in Sensationsromanen haben. Etwas Interessanteres gibt es nicht!«

Henry Stern überlegte nicht lange. Er hatte einen Dolch und eine mit sieben Patronen geladene Pistole bei sich.

Darüber hinaus war er nicht nur stark, sondern auch außerordentlich behänd.

Und was noch mehr wert war: das war der ungekannte

Mut, den er unter allen Umständen an den Tag legte.

Das Auto passierte nun ungefähr dieselben Viertel wie jene, durch die Henry kürzlich mitten in der Nacht auf weniger angenehme Weise gefahren war. Endlich blieb der Wagen vor einem Gebäude stehen, über dessen Eingang ein großer beleuchteter Ballon prangte, der den Namen Mooren-Palast lesbar machte.

»Eigentlich heißt es hier die Pfanne«, bemerkte Adolf. »Und Sie werden gleich sehen, was in dieser Pfanne gekocht wird, mein Herr!«

Durch die Tür kam man zuerst in ein Café von geringerer Qualität, wo es stickig und unrein war. Hier ließen sich zahlreiche verkommene Subjekte mit ihren Damen von zweifelhafter Art große Gläser Bier und starken Schnaps schmecken.

Dann kam man in einen schmalen Gang, der zu einem großen Kellerraum führte.

Dieser Raum, den die drei Männer nun betraten, war niedrig an der Decke, und jemand von normaler Körpergröße musste aufpassen, sich den Kopf nicht an den großen Petroleumlampen zu stoßen, die von der Decke hingen.

Dieser Tanzsaal war etwa zehn Meter lang und sechs breit.

Eine lachende, schreiende Menge tanzte wie toll im Kreis bei den Tönen der wilden Musik.

Ein widerlicher Geruch von Alkohol, Rauch und menschlichen Ausdünstungen erfüllte den Raum, und das Ganze machte den Eindruck eines riesigen Hexenkessels, in dem

die menschlichen Leidenschaften und Laster ständig köcheln.

Hier unten war der Schaum der Bevölkerung der Riesenstadt versammelt.

Die Mädchen waren teils in Lumpen gehüllt, teils aufgeputzt wie ein Pfau. Die Männer trugen schmutzige Kittel, in denen sie lange Zeit gearbeitet hatten, oder gute Kleider, die ganz sicher nicht auf rechtmäßige Weise erworben waren.

Henry Stern hatte viele wilde Szenen in seinem Leben miterlebt; sein Beruf brachte ihn, wenn auch nur als Zuschauer, mit derartigen Zuständen in Berührung, aber hier wurde er doch mit Ekel erfüllt.

Seine beiden Begleiter, die offenbar nicht viel besser waren als die Tanzlustigen – das bewiesen die zahlreichen Begrüßungen und das Nicken des Einverständnisses aus den verschiedenen Reihen der Mädchen und Männer –, sie beide hielten den Detektiv in ihrer Mitte. Und Henry Stern begriff, dass der Besuch in der Pfanne nicht von unschuldiger Natur sein würde.

Er griff in seine Tasche nach seiner Pistole.

In diesem Augenblick drang wieder ein neuer Strom von Besuchern durch die sich hinter ihnen befindende Tür, und Stern bemerkte, dass der Schlesische Adolf sich neben ihm umdrehte und jemandem ein Zeichen gab.

Fast gleichzeitig bekam der Detektiv einen gewaltigen Stoß in den Rücken, sodass er gegen die tanzenden Paare geworfen wurde.

Er wurde zurückgeschleudert, und ohne dass es ihm gelang, wieder auf die Beine zu kommen, flog er hin und her zwischen den Fäusten der Gäste.

Die Frauen schrien, einige Männer brüllten, andere lachten, und gemeine Schimpfwörter erklangen.

Der Detektiv begriff, dass dies ein Komplott gegen ihn war.

Und als er nun Schreie vernahm wie: »Verfluchter Spitzbube!« und »Polizeispion!«, zweifelte er nicht mehr daran, dass der Schlesische Adolf ihn erkannt und an seine Kumpane verraten, ja ihn sogar mit Absicht hierher gelockt hatte.

Dieser gemeine Schurke war schlau genug, seinen Feind nicht selbst zu lynchen, sondern diese Rache der gesamten Gesellschaft zu überlassen, die in diesem Tanzkeller ihr wildes Bacchanal feierte.

Getreten, geschlagen und fast wahnsinnig vor Wut und Schmerz, gelang es Henry Stern endlich, eine der Wände zu erreichen, wo er einen Stuhl griff und jedem drohte, ihn niederzuschlagen, der sich ihm zu nähern wagen würde.

Aber nun kamen seine Peiniger erst in all ihrer Rohheit los.

Die Messer wurden hervorgeholt, und in einem dichten Schwarm näherten sie sich dem jungen Mann, dem nun nichts anderes übrig blieb, als seinen Revolver hervorzuholen und gegen die ständig näher drängende Bande zu schreien: »Halt! Wer noch einen Schritt wagt, ist ein Kind des Todes!«

Einen Augenblick wich die Truppe zurück, fürchtend vor einem tödlichen Schuss aus der Waffe, aber sofort drängten die Hinteren wieder vorwärts, das Gebrüll verdoppelte sich, und als der erste Schuss, den Henry Stern über die Köpfe seiner Angreifer hinweg richtete, losging, flogen drei gleichzeitig auf ihn zu, schlugen ihm die Waffe aus der Hand, die wieder losging, aber niemanden traf, und schleiften ihn zu Boden.

Der Detektiv dachte, dass dies sein letzter Augenblick sein würde. Nur die Tatsache, dass er so viele Angreifer hatte und einer den anderen wegstieß, rettete ihn noch für den Augenblick.

Trotz alledem gab er den Mut noch nicht auf.

Er hatte einen der Kerle bei der Kehle gepackt und zu sich herangezogen, um auf diese Weise vorläufig ein Schild zu haben. Aber er fühlte deutlich, dass auch diese Hilfe nur von kurzer Dauer sein würde.

Nun zog jemand mit Riesenkräften seine Hände los, eine ganze Bande fiel über ihn her!

In diesem Augenblick höchster Not erklang plötzlich ein schrilles Pfeifen durch den unterirdischen Saal.

Die Masse stob auseinander; diejenigen, die ihn festhielten, ihn schlugen und traten, wandten sich alle gleichzeitig von ihm ab.

Und als es ihm, endlich befreit, gelang, sich auf seine Knie aufzurichten, sah er, dass von zwei Seiten gleichzeitig Polizisten das Lokal gestürmt hatten und dass also, wie durch ein Wunder, im letzten Moment Rettung für ihn aufge-

taucht war.

Keuchend und mit großer Mühe stand er auf und erreichte, sich an der Wand festhaltend, einen Stuhl, auf den er voll Beulen und Schrammen und mit heftigen Schmerzen niedersank.

Ein Teil der Gauner schien entkommen zu sein, und mehrere Polizeibeamte waren damit beschäftigt, einige Individuen, die man bereits lange gesucht hatte, gefangen zu nehmen.

Zu seiner unsagbaren Freude bemerkte der Detektiv, dass sich sowohl der Schlesische Adolf als auch dessen kleiner Freund darunter befanden.

Nun näherte sich ein großer, korpulenter Polizeibeamter, und Henry erkannte mit dem letzten Rest an Bewusstsein, der ihm geblieben war, seinen alten Freund, den Kommissar Böcher, der diesen Überfall befohlen hatte, in der Hoffnung, seinen Freund hier zu finden und ihm vielleicht helfen zu können.

7. Kapitel

Im Club der Millionäre

Es war am Nachmittag, als die Herren im Rauchsalon des Millionärsclubs in ihren bequemen Sesseln ihren Mokka, Likör und feine Zigarren genossen.

Einer der Herren, der das Aussehen eines Bonvivants und

Spielers hatte, saß dort und unterhielt sich mit jemandem von selten schöner, sympathischer Erscheinung.

Er strich mit seinen schlanken, weißen Fingern an seinem schwarzen Schnurrbart entlang und erzählte gerade eine Anekdote, als ein Bedienter des Clubs eintrat und meldete, dass man Lord Brigham am Telefon zu sprechen wünsche.

Der etwa 30-jährige Herr stand mit einer elastischen Bewegung auf und folgte dem Bedienten zum Telefonapparat.

Der Lord hielt das Telefon an sein Ohr und rief mit seiner angenehmen, wohlklingenden Stimme: »Hallo! ... Wer ist da?«

Er musste einige Augenblicke warten, daraufhin hörte er lächelnd, wie eine absichtlich verstellte, weibliche Stimme sprach: »Darf ich um die Adresse von Lord Brigham bitten?«

»Ich bin selbst am Apparat«, antwortete dieser, »und wohne in der Victoriastraße 68, erste Etage.«

»Und wann ist Mylord zu sprechen?«

Als Gegenfrage erklang es: »Mit wem habe ich die Ehre?«

»Man bittet Sie, danach vorläufig nicht zu fragen ... Ihre Lordschaft kann einer Dame einen großen Dienst erweisen, wenn Sie ihr so bald wie möglich einige Minuten Gehör schenken wollen.«

»Ich werde in zehn Minuten in meiner Wohnung sein.«

»Oh, danke Ihnen!«

Das Telefonzeichen erklang, und Lord Brigham ging zur Garderobe, wo der Bediente ihm in den Überzieher half

und ihm Zylinder und Stock überreichte.

Er bestieg sein Auto, das vor dem Gebäude auf ihn wartete, und in weniger Zeit, als er angegeben hatte, stand der Lord in dem auf indische Weise eingerichteten Zimmer, das ihm als Empfangssalon diente.

Der Boden war hier mit Matten bedeckt und die Wände waren mit dem seltenen Stuckwerk verkleidet, das aus Madras kommt. Die Möbel, die aus vergoldetem Bambus gefertigt waren, machten allesamt einen Eindruck von Zierlichkeit und Eleganz. Vor den Fenstern hingen kostbare Musselgardinen, mit fremdartigen, goldenen Figuren bestickt. Der gesamte Raum hatte dadurch etwas Märchenhaftes, vor allem auch durch das sanfte, gedämpfte Licht.

Es wurde geklingelt. Der eintretende, als englischer Jockey gekleidete Bediente kündigte eine Dame an.

»Ich bitte, hereinzulassen!«, sprach der Lord.

Sofort darauf trat Frau Adelheid von Hartstein in den indischen Salon, den dichten Schleier zurückschlagend und ihr vor Verlegenheit errötendes Gesichtchen zeigend.

Lord Brigham ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen und sprach:

»Meine liebe gnädige Frau! Was verschafft mir die große Ehre und das unsagbare Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?«

Die Tränen traten in ihre schönen, blauen Augen.

»Ich bitte Sie«, sagte er sanft, während er die junge Frau zu einem Diwan geleitete, »bleiben Sie ruhig, gnädige Frau. Aus welchem Grund Sie auch hierhergekommen sind; wenn es in meiner Macht liegt, werde ich Ihnen gerne hel-

fen, das versichere ich Ihnen!«

Sie nickte ihm sanft weinend zu und sprach endlich mit einem tiefen Seufzer:

»Es ist sicher töricht, dass ich mich an Sie wende. Ich weiß nicht, wie es kommt, dass ich so großes Vertrauen in Sie setze.«

Sie schlug die Augen nieder und eine dunkle Röte bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals.

Mit einem wehmütigen Lächeln blickte er zu ihr hinüber und ermutigte sie daraufhin, ihm ihre Sorgen mitzuteilen, damit er sie womöglich lindern könne.

Nun begann sie von jener Nacht zu erzählen, als sie halb-schlafend eine männliche Gestalt vor ihrem Bett gesehen hatte; wie sie zunächst keinen Wert auf diese Erscheinung gelegt und – sie flüsterte fast unhörbar – an jemand anderen gedacht hatte.

Die weiße Hand des Mannes ihr gegenüber streichelte sanft ihr gebeugtes Haupt, und als sie danach ihre tiefblauen Augen zu ihm aufschlug, fragte er sanft und dringend: »Darf ich auch wissen, wer es war, den Sie in jener Nacht vor sich zu sehen glaubten?«

Sie antwortete nicht.

Aber ihre bezaubernde Verlegenheit, ihr Schweigen und die leidenschaftlich bebenden Lippen sagten ihm genug.

Er neigte traurig das Haupt; einen Augenblick war es, als wollte er sie in seine Arme nehmen und an seine Brust drücken; darauf flüsterte er mit zitternden Lippen sanft und traurig: »Gnädige Frau, Sie sind verheiratet, und ich habe

nicht das Recht, Sie von dem Mann loszureißen, der Ihnen ein sonniges Leben verschafft. Ich komme und gehe und darf das Schicksal einer Frau nicht an das meine binden.«

Mit feuchten Augen blickte sie zu ihm auf. Sie hatte vielleicht nicht daran gedacht, von ihrem Mann fortzugehen, aber es klang ihr so merkwürdig.

»Sie wissen nicht, wer ich bin!«

Aber bevor sie darüber weiter nachdenken konnte, bat er sie, ihm zu erzählen, was sie so ängstlich mache.

Oh, das war schnell gesagt.

Der Mann, der auf dem Ball in der Nische gestanden hatte und der zweifellos der Dieb ihres Colliers war, erfüllte sie mit so großer Angst. Er war es sicher auch gewesen, der nachts in ihr Schlafzimmer eingedrungen war! Vielleicht weil er gehofft hatte, noch mehr zu stehlen.

Und heute Morgen hatte ihr Ehemann ihr mitgeteilt, dass dieser Mann gefasst sei, dass er bereits dem Gericht überstellt wurde. Wenn er nun erzählte, dass er in jener Nacht im Schlafzimmer der Baronin Von Hartstein gewesen war, dass er vor ihrem Bett gekniet und ihre Hände geküsst hatte! Sie hatte dies nicht ihrem Ehemann zu erzählen gewagt! Ihre einzige Entschuldigung war, dass sie in der Gestalt des Einbrechers das Bild des Mannes, den sie liebte, zu sehen geglaubt hatte, und dies hatte sie ihrem Mann nicht zu gestehen gewagt!

Während Adelheid dies erzählte, flossen fortwährend ihre Tränen.

Daraufhin jedoch sprach er mit einer heimlichen Freude,

die sie nicht begriff: »Fürchten Sie nichts! Auch wenn ich Ihnen nicht alles erklären kann, so können Sie meinen Worten doch glauben: Der Mann, den Sie damals in Ihrem Ballsaal haben stehen sehen, ist nicht derselbe gewesen, der Sie in der Nacht besucht hat. Er wird Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten, denn er kennt Sie nicht und ahnt kaum Ihre Existenz. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, dass Sie ruhig und sorglos schlafen können, niemand außer Ihrem eigenen Mund kann Sie verraten!«

Mit erstaunten Blicken sah sie ihn an.

»Aber wie ...? Warum ...?«

Mit einem sanften Lächeln sprach er: »Sie dürfen mich nichts fragen, und sei es nur, weil es mir unendlich leid tut, Ihnen jede Antwort schuldig bleiben zu müssen! Vor allem würde ich mir wünschen, dass Sie, wenn wir Abschied genommen haben, in Freundschaft an mich denken!«

»Gehen Sie fort? Wann? Oder darf ich auch das nicht wissen?«, fragte sie ängstlich.

»Ich weiß es selbst in diesem Augenblick noch nicht. Ich bin wie ein Vogel, der in die Luft aufsteigt und der Hand entflieht, die sich ausstreckt, um ihn festzuhalten.«

Die Dämmerung senkte sich auf die Erde und hüllte den Raum in märchenhafte Schatten. Es war still geworden im orientalischen Salon.

8. Kapitel

Der Überfall

Von der Polizei verhört, hatte der Schlesische Adolf jede Aussage verweigert. Er behauptete mit unbeirrbarer Ruhe, dass er sich keiner Schuld bewusst sei und nicht verstehe, was die Herren von ihm wollten. Er bat höflich darum, wieder in seine Zelle zurückgebracht zu werden, da er müde sei und schlafen wolle.

Einige Zeit später wurde er erneut von Kommissar Böcher vernommen. Aber auch diesmal ohne jedes Ergebnis. Man hatte es hier offensichtlich mit einem sehr verstockten Bösewicht zu tun, der nicht leicht zum Reden zu zwingen war.

Henry Stern war bei diesem Verhör zugegen und ließ lächelnd die wütenden Blicke des Verbrechers an sich vorbeiziehen.

Am Tag nach dem Vorfall im Tanzhaus war der Bankier Von Hartstein persönlich bei dem jungen Detektiv in dessen Wohnung gewesen; er hatte ihm sogar seinen eigenen Arzt geschickt und ihm einen bedeutenden Betrag als Extra-Belohnung ausgehändigt.

»Ich schätze vollauf, was Sie für mich getan haben«, sprach er zu dem Patienten. »Wenn jemand wie Sie sein Leben aufs Spiel setzt im Interesse derjenigen, die ihn bezahlen, dann ist er jemand von Pflichtgefühl, der alle Achtung verdient!«

Henry Stern war sehr erfreut über diese Worte, auch das Geld konnte er gut gebrauchen, und mit verdoppeltem Eifer nahm er – noch kaum erholt und mit verbundenem Kopf – die Sache wieder auf.

Als man den Verbrecher wieder weggebracht hatte, sprach er zu Peter Böcher: »Man wird den anderen Kerl, der leider entkommen ist, auch noch packen und dann die beiden Frauen finden müssen, die seinerzeit nachts in ihrer Begleitung waren, als ich sie belauschte.«

»Schön und gut«, meinte der Kommissar, »aber das wird nicht so leicht gehen.«

In diesem Augenblick hörte man auf dem Flur draußen ein gefährliches Geschrei. Der Kommissar ging hinaus und sprach, als er zurückkam: »Es bedeutet nichts. Die Beamten haben einem Kerl, der gerade hereingebracht wurde, einen Zettel abgenommen.«

»Darf ich ihn sehen?«, fragte Henry Stern voll Interesse.

Der Kommissar gab ihm das in der Mitte zerrissene Stück Papier, und der Detektiv las:

»Achtung Hol! Nobles Trio aus der Sof!«

Auch die anderen Beamten lasen es und lachten. Niemand verstand den Inhalt.

Endlich sprach Stern, der sich auch theoretisch in seinem Beruf auf dem Laufenden gehalten hatte.

»Wissen Sie, was das bedeutet, meine Herren?«

»Nein«, sprach Peter Böcher, »weißt du es?«

Der Detektiv nickte.

»Sicher! Diese Worte bedeuten nichts weiter, als dass je-

mand, der von hier in das Gefängnis überführt werden soll, auf das Hol achten muss – das bedeutet Moabit –, weil dort das edle Trio, das sind natürlich drei seiner Kameraden, auf ihn warten, die ihn aus der Sof, das heißt aus der Misere, herausholen, also befreien werden. Es ist schade, dass wir nicht wissen, an wen dieser Brief gerichtet ist!«

»Oh!«, meinte Böcher, »das wäre wohl herauszufinden. Wir werden einmal sehen, wo sich der Überbringer des Zettels jetzt befindet.«

Schon war er hinausgegangen, und nach einigen Minuten kam er zurück mit einem lang aufgeschossenen, schlaksigen jungen Mann, der wegen vorsätzlicher Beleidigung und Belästigung aufgegriffen worden war.

»Es hat viel davon«, flüsterte der Kommissar seinen Freunden zu, »als ob dieser Bengel, der ohnehin schon eine tüchtige Gaunervisage hat, sich nur hat aufgreifen lassen, um diesen Zettel überbringen zu können. Ich glaube, es ist das Beste, dass wir uns so stellen, als könnten wir den Zettel nicht entziffern, und von ihm wissen wollen, was die Worte bedeuten.«

Er wandte sich an den Jungen und stellte eine entsprechende Frage. Dieser grinste und sprach: »Oh, das ist nur ein Spaß! Das hab ich nur so aufgeschrieben, zum Jux!«

Der Beamte antwortete darauf nicht, sondern fragte plötzlich und einen sehr höflichen Ton annehmend: »Haben Sie schon gefrühstückt?«

Der Angesprochene schreckte auf. Diese Worte bedeuten in der Konversation der Polizeibeamten mit den Gaunern,

dass dem unwilligen Verbrecher ein tüchtiges Paket Schläge von den festen Fäusten der Polizisten verabreicht wird.

»Ich lass mich nicht verdonnern!«, rief der Junge mit halb heulender Stimme. »Das dürfen Sie nicht machen!«

Der Kommissar sprach lachend: »Was wir dürfen oder nicht, werden wir selbst am besten wissen!«

»Das wird wohl!«, antwortete der junge Mann, »Sie wollen mich sicher aushorchen? Was in dem Zettel steht, verate ich trotzdem nicht!«

»Nun, denk noch einmal darüber nach ... Auf jeden Fall kannst du dich erst einmal stärken!«

Einer der Polizeibeamten brachte auf Befehl seines Chefs ein paar dicke Butterbrote herein, über die der Schlaks wie ein hungriger Wolf herfiel.

Daraufhin brachte man ihn absichtlich in das Zimmer der Beschuldigten, wo eine große Anzahl von Personen, die gefangen genommen worden waren und ihr erstes Verhör abwarten mussten, versammelt waren.

Zehn Minuten später wurde in diesen großen, kahlen Raum noch jemand hereingelassen, der seinem Äußeren nach zu den hier versammelten Elementen zu gehören schien, in Wirklichkeit aber ein Polizeibeamter war.

Als man diesen Mann eine halbe Stunde später wieder wegholte, war er vollkommen im Bilde. Der junge Mann hatte ihn sofort um Papier und Bleistift gebeten und, als er in deren Besitz war, einen neuen Zettel geschrieben.

Daraufhin hatte er auf schlaue, aber unmissverständliche Weise nach dem Schlesischen Adolf gefragt, der offensicht-

lich den Zettel empfangen sollte.

Henry Stern und der Kommissar überlegten gemeinsam, wie sie diese Sache weiter behandeln sollten.

Adolf sollte noch am selben Nachmittag nach Moabit überführt werden, »und«, sprach der Kommissar, »ich vermute absolut nicht, wo die Kerle versuchen wollen, ihren Kumpan zu befreien.«

»Sie rechnen sicher darauf«, fuhr Peter Böcher fort, »dass wir schwere Verbrecher lieber nicht im Gefängniswagen, sondern per Droschke, begleitet von ein paar vertrauten Männern, nach Moabit überführen. Und von dieser Gewohnheit werden wir auch heute nicht abweichen.«

Eine Stunde später wurde dann auch wirklich der Gefangene Adolf Müller transportiert. Aber zuerst fuhr ein anderer Wagen ab, in dem sich Peter Böcher, der Detektiv und zudem noch zwei riesig gebaute Polizisten befanden.

Als der Wagen, in dem der Schlesische Adolf saß, in der Lehrter Straße vor dem kleinen Eingang des Moabiter Zellengefängnisses hielt, kam zufällig eine Gruppe von Männern in Arbeitskitteln, die von ihrer Arbeit zu kommen schienen, um die Ecke. Sie schlenderten rauchend und schwatzend auf den Wagen zu, aus dem gerade der erste Polizist hervorkam.

Einer der Arbeiter fragte stammelnd, als ob er betrunken wäre: »Wen bringst du da, Männchen? Oh, was für ein schöner Junge!«

Inzwischen kletterte der mit einer Stahlkette gefesselte Verbrecher aus dem Wagen. Er blickte blitzschnell um sich

und hatte sofort den Zustand überblickt.

In diesem Augenblick näherten sich zwei Mädchen mit großen Hüten voller Federn, in seidenen Kleidern und mit gepuderten Gesichtern.

»Ihr werdet doch sicher nicht dulden, dass sie euren Freund in den Knast bringen? Schlagt drauf, dass ihre Helme wegfliegen!«

Und gleichzeitig schlugen sie bereits mit ihren Regenschirmen auf den Beamten ein.

Dieser hatte Mühe, die nun schnell aufeinanderfolgenden Schläge abzuwehren, und wollte gerade seinen Säbel ziehen, als die fünf Arbeiter mit Kraft die beiden Beamten wegstießen und den Gefangenen in einen Kreis einschlossen. Ein Stück weit schoben sie ihn vorwärts, daraufhin setzte er selbst zum Laufen an, so schnell er konnte.

Hundert Schritte weiter stand ein anderer Wagen, offensichtlich auf jemanden wartend.

Aber noch bevor die Kameraden des Verbrechers und dieser selbst den Wagen besteigen konnten, um wegzufahren, kam ein anderer Wagen angefahren, aus dem zwei Beamte in Uniform, Kommissar Böcher und der Detektiv, sprangen.

Auch die zwei anderen Polizisten, die sich mit großer Kraftanstrengung von ihren Angreifern befreit hatten, kamen angestürmt.

Voll Wut, mit ihren Messern in der Hand, warfen sich die Handlanger des Schlesischen Adolf auf die Beamten. Adolf selbst schlug und trat wie ein Rasender um sich.

Nun befahl der Kommissar, die Säbel zu ziehen, und dies machte alsbald ein Ende mit dem Kampf.

Einer der Angreifer stürzte verwundet nieder, ein paar flohen schreiend, und die anderen ergaben sich auf Gnade oder Ungnade.

Mit dem Gefangenen, der wie ein Teufel um sich biss und trat, hatten die Beamten die größte Mühe. Endlich warfen sie ihn an Händen und Füßen gefesselt in den Wagen.

Eines der beiden Mädchen, die gemeinsam entkommen waren, hatte auf ihrer Flucht eine Tasche verloren, die Henry Stern öffnete und aus der er einen Taschenkalender mit ihrer Adresse hervorholte.

»Donnerwetter!«, sprach Böcher lachend, »ich glaube, dass sie eine alte, gute Bekannte von uns ist. Das Beste ist, dass wir die Beamten mit dem Transport zum Hauptbüro schicken und selbst auf die Suche nach diesem Frauenzimmer gehen.«

In den beiden Wagen wurden nun der Schlesische Adolf und seine ebenfalls gefesselten Handlanger gepackt, unter Geleit der Agenten, während der Kommissar und Stern einen anderen Wagen nahmen.

Sie fuhren zur Gollnowstraße, wo das Mädchen, das offensichtlich die Braut des Schlesischen Adolf war, wohnte.

Sie waren noch nicht einmal so weit gekommen, als Henry Stern, zufällig nach draußen schauend, die beiden Frauen aus einem kleinen Konditoreigeschäft kommen sah.

»Pass auf«, sprach Böcher, »ich steige jetzt hinter ihr aus, du fährst noch ein Stückchen weiter und läufst ihr dann

entgegen. Auf diese Weise können sie uns nicht entwischen.«

Wenige Minuten später saßen die beiden Frauenzimmer mit ihren unerwünschten Kavalieren in einer geschlossenen Droschke, die sie gemeinsam zum Alexanderplatz brachte.

Bereits unterwegs verriet die eine, die alles daran setzte, wieder auf freien Fuß zu kommen, die Sache. Sie erzählte genau, wie der Plan, den Schlesischen Adolf zu befreien, von ihrer Gefährtin ausgegangen war, der schwarzen Rosa, die die Braut des Verbrechers war.

Nun hatten die beiden Männer Mühe, die Geliebte des Einbrechers, die wie eine Furie auf ihre Freundin losging, zurückzuhalten.

Die andere verriet in ihrer Wut noch mehr: »Du kannst sagen, was du willst. Die Halskette hatte er bei uns, in der Beumestraße ...«

Die beiden Freunde wechselten einen schnellen Blick des Einverständnisses.

»Woher hatte er die Kette bekommen?«, fragte Peter Böcher.

»Von irgendeinem Grafen!«, antwortete das Mädchen. »Vielleicht hat er das Ding noch in seinem Haus.«

»Wo wohnt Adolf Müller?«

Aber noch bevor das Mädchen hätte antworten können, stürzte sich ihre Freundin auf sie.

Ein wilder Kampf spielte sich nun in der Droschke ab. Die Glasscherben flogen auf die Straße, der Kutscher ließ die Pferde stehen, und eine große Menschenmenge versam-

melte sich um den Wagen.

Es blieb nichts anderes übrig, als dass jeder der beiden Männer mit einem der Mädchen in eine Droschke stieg und zum Polizeirevier fuhr.

Der Detektiv war in Begleitung der schwer mitgenommenen Freundin der schwarzen Rosa. Er hatte mit dem Kommissar abgesprochen, dass er dem Mädchen die Freiheit zurückgeben würde, sobald er die Adresse der Wohnung von Adolf von ihr bekommen hätte.

Und das dauerte nicht lange; die Droschke hielt an, das Mädchen machte sich aus dem Staub, und der Detektiv fuhr in den nördlichen Teil der Stadt.

Dort, ganz in der Nähe des Tanzhauses, wo er solch bittere Erfahrungen gemacht hatte, war die Wohnung des Schlesi-schen Adolf.

Er wohnte dort bei einer Frau, die einen sehr ungünstigen Eindruck machte und glattweg abstritt, Adolf jemals gesehen zu haben. Sie wollte Stern daran hindern, das Haus zu betreten.

Dieser jedoch schob sie einfach beiseite mit den Worten, dass sie, wenn sie noch weitere Einwände mache, ebenfalls gefangen genommen würde.

Inzwischen erschien auch Böcher, der telefonisch Nachricht von Stern erhalten hatte.

Die beiden Freunde mussten lange suchen, ehe sie das, was sie besonders interessierte, in der Wohnung des Schlesi-schen Adolf gefunden hatten.

Zwar fielen ihnen gleich verschiedene Wertgegenstände

in die Hände, die aus kleineren oder größeren Diebstählen stammen mussten, aber das Diamantencollier war nicht zu finden, und auch keine Spur von diesem Diebstahl.

Zufälligerweise sah Henry Stern, dessen Spürnasen-Auge überall herumsuchte, in einem Aschenbecher eine Menge Zigarettenstummel liegen. Sie waren alle ohne Mundstück, bis auf eines mit einem langen Mundstück, auf dem in goldenen Buchstaben C. D. M. und ein goldenes Krönchen gedruckt waren. Ein bisschen weiter stand der Name der Firma C. Caldiropulos, Berlin W.

Mit einem feinen Lächeln nahm Stern das Papierröllchen auf und zeigte es seinem Freund.

Dieser begriff sofort, dass nun das Rätsel gelöst war.

Der Schlesische Adolf war das Werkzeug eines anderen gewesen.

Eine halbe Stunde später hielt die Droschke mit den beiden Polizeibeamten vor dem Zigarettenladen eines Griechen, der ihnen auf ihre Fragen mitteilte, dass diese Art von Zigaretten ausschließlich für den Club der Millionäre hergestellt werde.

9. Kapitel

Die Macht der Liebe

Baron Von Hartstein saß gerade mit seiner Ehefrau beim Abendessen, als der Bediente eine Visitenkarte herein-

brachte.

Als er einen Blick auf den Namen geworfen hatte, sprach er, angenehm überrascht: »Lass diesen Herrn sofort in mein Privatbüro!«

»Ist es so ein wichtiger Besuch, Maximilian?«, fragte seine Frau erstaunt.

»Sicher«, antwortete der Millionär und verließ das Zimmer.

Eine Viertelstunde später kam er in seltener Aufregung zurück.

Ohne zu wissen warum, hatte Adelheid ein Gefühl, als ob etwas Schreckliches geschehen würde; sie fühlte sich in der letzten Zeit, trotz der beruhigenden Versicherung von Lord Brigham, ständig nervös und ängstlich.

Ihr Ehemann hatte wieder am Tisch Platz genommen und starrte in tiefen Gedanken vor sich hin.

Endlich fragte die junge Frau mit schüchternem Ton: »Was ist los, Maximilian? Du machst mich durch dein Verhalten ängstlich.«

»Es ist auch fast nicht zu glauben«, antwortete der Bankier.

»Was denn? Erzähl es mir doch!«, flehte sie.

Der Bankier schüttelte den Kopf, brummte etwas in seinen grauen Schnurrbart und schien wieder ernsthaft nachzudenken.

Endlich sprach er: »Es ist unmöglich! Es kann nicht ...«

Und nach einer Pause wieder: »Diese Leute ... hm ... hm ... der Detektiv und der Kommissar ... sie glauben ...«

Wieder schwieg er.

»Nein! Nein! Nein! Es ist allzu lächerlich! Es ist ein übertriebener Einfall der Polizei!«

Ständig ängstlicher und fast weinend fragte Adelheid: »Aber ich verstehe dich nicht! Du sprichst so undeutlich! Was ist denn unmöglich? Verdächtigen diese Herren jemanden, der ... der uns interessiert?«

Während sie dies fragte, ahnte die junge Frau bereits alles. Immer wieder alles kombinierend, was seit jener Nacht in ihrem Schlafzimmer geschehen war, hatte sie eine Vorahnung bekommen, die sie mit aller Kraft von sich weisen wollte.

Sie wagte es nicht, sich über ihre Gedanken völlig Rechenschaft abzulegen, aber sie wusste im Voraus, was ihr Ehemann ihr nun mitteilen würde. Und deshalb war sie nicht so überrascht wie er es soeben gewesen war.

»Die beiden Herren vermuten«, sprach er, »dass der Dieb deines Colliers eines der Mitglieder des Millionärsclubs ist. Wer ... das haben sie selbst noch nicht entdeckt. Sie fragten mich, ob ich jemanden verdächtige; ich konnte natürlich nicht das Geringste sagen ... Ich glaube, dass es ein Irrtum ist, und habe ihnen den Rat gegeben, so vorsichtig wie möglich vorzugehen.«

Der jungen Frau war es, als wäre plötzlich ihr ganzes Blut zu Eis geworden; eine unnatürliche Ruhe hatte sich ihrer bemächtigt. Sie wusste jetzt, wer ihr das Collier entwendet hatte!

Aber kein einziger Gedanke an Zorn kam in ihr auf. Sie

fragte nicht, warum er so gehandelt hatte. Sie bedachte nicht, dass er ein Verbrecher war, dass er nicht in die Kreise passte, in denen er sich bewegte und in denen er eine solch sympathische Erscheinung war!

»Du bleibst merkwürdig ruhig«, bemerkte der Bankier.

Sie lächelte. Darauf sprach sie in gleichgültigem Ton: »Es geschieht so viel Unerhörtes, dass man sich über nichts mehr zu wundern braucht.«

»Nun, es ist gut, dass du es ruhig aufnimmst«, sprach Von Hartstein, »aber es beweist, dass ihr Frauen stärkere Nerven habt als wir. Und nun musst du mich entschuldigen, ich habe eine wichtige Versammlung.«

Oh, wie gerne entschuldigte sie ihn!

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, da ließ auch sie sich von ihrer Zofe kleiden, um auszugehen. Sie band einen dichten, fast undurchsichtigen Schleier um ihren Hut und verließ zu Fuß die Villa.

In einer anderen Straße nahm sie ein Automobil, in dem sie sich in einen abgelegenen Stadtteil bringen ließ. Danach fuhr sie mit der Straßenbahn ein Stück und legte einen weiteren Teil ihres Weges wieder zu Fuß zurück. Endlich nahm sie noch eine Droschke und fuhr bis zu der Straße, in der er wohnte.

Das letzte Stück bis zu seinem Haus legte sie zu Fuß zurück.

Sie eilte die Treppen hinauf und war innig glücklich, als der vornehme Bediente ihr mitteilte, dass sein Herr zu Hause sei.

Sie ging in das Zimmer, in dem er sich aufhielt, und nun flossen ihr die Worte von den Lippen: »Man verfolgt Sie! Man ist Ihnen auf der Spur! Sie wissen alles! Sie müssen abreisen! Sofort, so schnell wie möglich!«

Kaum erschrocken sah er sie einige Augenblicke mit seinen verständigen, wunderschönen Augen an.

Daraufhin ging er zu seinem Schreibtisch, öffnete eines der Fächer und nahm daraus das Diamantencollier.

Eine Röte der Freude färbte ihre Wangen, daraufhin drang sie jedoch wieder darauf, dass er sich beeilen solle.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich bleibe!«, antwortete er. »Ich weiß nicht einmal, ob diese törichten Kerle so viel Verstand besitzen, das Mitglied des Clubs, das sie suchen, ausfindig zu machen ... Ich bin nicht gewohnt zu gehen, bevor ich die hohe Notwendigkeit davon einsehe ... Aber Sie, armes Frauchen, Sie müssen hier weg! Ich hoffe, dass wir uns noch einmal wiedersehen werden!«

Die junge Frau führte ihr Taschentuch an die Augen, als sie ging, und ein entschlossener Zug lag um ihren Mund.

Sie ließ das Collier in ihre Tasche gleiten und schlich wie ein Schatten durch die stillen Straßen jenes Stadtteils.

So kam sie in den Tiergarten, und bei dem dunklen, trüben Wasser angekommen, glitt ihre Hand in die Tasche ihres Kleides. Niemand war um sie herum zu sehen.

Im schwindenden Licht des Tages glitzerte und funkelte etwas – es war das Diamantencollier –, das sie in den tiefen, dunklen See warf.

10. Kapitel

Der Lord geht

Im Millionärsclub herrschte größte Bestürzung. Denn durch den Hofmeister war den Herren bekannt geworden, dass die Polizei unter den Clubmitgliedern einen Verbrecher vermutete und nach ihm suchte.

»Es ist fast unglaublich, zu welchen Dummheiten die Polizei manchmal fähig ist«, sprach der kleine Burggraf Von Hennequin.

Und Graf Steineck, der Präsident des Millionärsclubs, fügte hinzu: »Ehrlich gesagt haben die Herren von der Kriminalpolizei dann auch eine alles andere als leichte Aufgabe. Aber, nicht wahr, man muss ihnen doch ein solches Unterscheidungsvermögen zuschreiben, dass sie sieben können – gründlich sieben müssen. Ich meine ... ich glaube ..., dass sie doch ganz gewiss Rücksicht nehmen müssen auf Rang ... auf Stand ... auf ... auf ... eh ... eh ... nun ja, um es einmal so zu nennen ... sie müssen doch ganz gewiss an das moralische Gewicht der Persönlichkeiten denken, die von uns für würdig befunden wurden, als Clubgenossen aufgenommen zu werden ... eh ... eh ... ich meine ... ich glaube ... dass das doch für die Herren von der Polizei Bürgschaft genug sein müsste ... mehr als Bürgschaft genug ..., dass sie das jederzeit davon überzeugen müsste, dass hier alles sauber zugeht.

Eh ... eh ... eh ... was ist das für eine alberne Idee ... eine

lächerliche Idee ... einer unserer Clubgenossen ...? Wir haben zwanzig Herren in unserem Club – oder einundzwanzig ... eh ... eh ... wie viele sind es eigentlich genau ... ich weiß es nicht allzu genau ... schließlich, das ist doch sehr leicht zu zählen ... und wenn einer dieser Zwanzig ... oder Einundzwanzig ... auch nur das allerkleinste Bisschen über die Stränge schlägt ... eh ... eh ... ich meine ... ich glaube ... wenn er durch seinen Charakter ... wenn er auch nur ein Zierlein, ein Schnippchen Anstoß geben würde ...«

Der Graf legte beide Hände mit einer höchst gewichtigen Geste auf den schweren Eichentisch und beugte sich ein Stück weit vor. Dann fing er wieder von vorne an:

»Ja, meine Herren, ich meine, dass wir mit aller Kraft gegen diesen unerhörten und meiner Meinung nach auch unzulässigen Akt der Polizei vorgehen müssen, ungefragt bei uns einzudringen.

Ich schlage vor, ein solches Vorgehen auf höfliche, aber energische Weise zu unterbinden.

Und außerdem! Wir würden es doch selbst wissen, wenn sich unter uns ein Minderwertiger befände!«

Im selben Augenblick kam das jüngste der vier Vorstandsmitglieder, Lord Brigham, herein. Dieser war erst vor Kurzem zum Vorstandsmitglied gewählt worden. Mit lebhaftem Ton entschuldigte er sich, dass er sich ein wenig verspätet habe und erst jetzt zu der eilig einberufenen Versammlung kommen konnte.

Als er hörte, worüber gesprochen wurde, sagte er mit einem Lächeln, das seinem Gesicht eine außergewöhnliche

Attraktivität verlieh.

»Aber meine Herren! Die Sache ist doch ganz einfach! Wissen Sie was? Wir müssen uns einfach in eine lange Reihe aufstellen und dann an den Herren der Polizei vorbeifilieren.

Die können dann gemeinsam entscheiden, wer von uns am verdächtigsten aussieht!«

Es wurde herzlich gelacht über diesen humorvollen Ausfall des jungen Lords. Nachdem noch lange über die dabei zu verfolgende Vorgehensweise diskutiert worden war, wurde beschlossen, ein Schreiben an den Polizeipräsidenten zu senden. Dieses Schreiben sollte von allen Clubmitgliedern unterzeichnet werden, und sein Inhalt sollte die Bitte beinhalten, den Millionärsclub in Zukunft von derartigen Besuchen zu verschonen.

Danach zogen sich die Herren in kleine Gruppen in die gemütlichen Salons zurück, und die Zeit wurde mit dem einen oder anderen Spiel oder angenehmer Plauderei totgeschlagen. An die unerquickliche Angelegenheit wurde nicht mehr gedacht.

Es war etwa halb acht. Lord Brigham verließ in Begleitung von Graf Steineck und Burggraf Von Hennequin den Club, um zur Oper zu fahren. Als sie das Gebäude gerade verlassen hatten, trat ihnen ein Herr in Zivil entgegen, der sich als Polizeikommissar zu erkennen gab.

Im höflichsten Ton fragte er, wer von den drei Clubmitgliedern denn Lord Brigham sei. Mit einem fast unhörbaren Lächeln gab sich der Lord zu erkennen und wies seine

Identität nach. Die beiden anderen Herren waren sehr aufgeregt. Mit lauter, dringender Stimme erklärten sie, dass sie jederzeit für ihren Clubgenossen bürgten.

Der Kriminalkommissar Peter Böcher – sein Kollege Henry Stern stand auf der anderen Straßenseite und beobachtete die Szene – begann nun doch zu zögern. Bis dahin hatte die Polizei durch telegrafische Anfragen nach allen Richtungen lediglich in Erfahrung gebracht, dass es tatsächlich einen gewissen Lord Brigham gab.

Dabei war jedoch auch vermerkt, dass eben dieser Lord Offizier in einem indischen Husarenregiment war, das im Dienst des Königs von Großbritannien stand. Die englischen Polizeibehörden waren zudem allgemein der Ansicht, dass man, die Personenbeschreibung dieses Mannes in Betracht gezogen, höchstwahrscheinlich einen außerordentlich gerissenen Dieb und Hochstapler vor sich habe; jemanden, der sowohl in Australien als auch in Bombay von sich reden gemacht hatte; der viele Gaunerstreiche auf dem Gewissen hatte, aber bis heute trotz aller Anstrengungen der Polizei nicht geschnappt worden war.

Das klang alles sehr schön! Es passte sogar wie angegossen. Aber – es gab absolut keine Gewissheit.

Und auch wenn Peter Böcher den Haftbefehl in der Tasche hatte, wagte er es noch nicht zu handeln. Er wusste, dass er gegenüber diesem Club, der in den höchsten Ständen so sehr angesehen war, die größte Vorsicht walten lassen musste. Und wenn jemand verhaftet werden musste, oh, dann musste dies vor allem auf die behutsamste, am

wenigsten Aufsehererregende Art und Weise geschehen.

All das zu berücksichtigen, war für den besten, braven Böcher eine sehr schwierige Aufgabe. Er konnte sich bei dieser Sache nur allzu leicht die Finger verbrennen. Auch die Polizei irrt sich manchmal, tappt manchmal in eine Falle; wird manchmal »ein einziges Mal« an der Nase herumgeführt!

Und wenn die Londoner Polizei nun weniger genau informiert war? Oder wenn jener Lord Brigham, der Offizier Seiner Majestät des Königs von Großbritannien war, nun doch längeren Urlaub bekommen hatte, den er hier in Berlin verbrachte?

Das wäre dann eine miserable Geschichte gewesen, diesen Mann, für den solche vornehmen Persönlichkeiten bürgten, einfach wie einen dahergelaufenen Verbrecher aufzugreifen und zu verhaften!

Nein! Böcher könnte sich nur allzu hässlich die Nase anstoßen und sich auf eine Weise blamieren, von der man sich nicht so leicht wieder erholt. Seine ganze Laufbahn könnte er damit zum Mond schießen! Standen da nicht immer und überall eifersüchtige Kollegen in Haufen bereit, bis jemand in Ungnade fiel? Bis jemand sich durch die eine oder andere Ungeschicklichkeit unmöglich gemacht hatte und seinen ehrlichen Abschied nehmen musste oder – degradiert oder unehrenhaft entlassen wurde?

Alle Teufel! Böcher schwindelte es einen Augenblick. Allerlei widersprüchliche Gedanken wirbelten durch sein Gehirn, und es war, als würden bunte Lichter vor seinen Au-

gen zu flackern beginnen. Es sauste dabei in seinen Ohren, und schwer hämmerte sein Herz bis in den Hals.

Was sollte er tun? Was, um Himmels willen?

»Zweifelt der Herr Kommissar vielleicht an meinem Rang als Lord?« Der Engländer fragte dies in wohlklingendem, einnehmendem Ton.

»Dann will ich gerne« – der englische Akzent klang bei diesen Worten deutlicher als je zuvor – »dann will ich gerne, wäre es auch nur, um den Club weiter vor allen möglichen Unannehmlichkeiten und Ermittlungen zu bewahren, dem Kommissar das Vergnügen bereiten, ihm die offiziellen Papiere zu zeigen, die die Echtheit meines Adels, meines Lordtitels beweisen.

Wenn meine sehr hochgeschätzten Freunde« – er verneigte sich mit eleganter Geste vor seinen Clubgenossen – »mich auf diesen kleinen Ausflug begleiten würden, dann wäre es mir tatsächlich ein wahres Fest, Ihnen bei dieser Gelegenheit ein Glas spanischen Weines anzubieten, den ich selbst von meinen Reisen aus den Barancos di Santa Barbara mitgebracht habe und den Sie wohl nie gekostet haben werden, jedenfalls nicht in dieser Reinheit und prächtigen Qualität!

Da kommt gerade mein Automobil! Darf ich die Herren freundlich bitten, einsteigen zu wollen und Platz zu nehmen?«

Graf Steineck und der Burggraf sprachen zuerst noch in vielen Worten die Überflüssigkeit dieses Schrittes aus. Sie waren ja ohnehin, ohne all diese Formalitäten, nur allzu

sehr davon überzeugt, dass Rang und Titel ihres Freundes echt seien. Sie zweifelten ja keinen Augenblick!

Aber dem Kommissar, dem in diesem Augenblick sein gewiefter Freund Henry Stern keinen guten Rat geben konnte – dem Kommissar war dieses Rettungsmittel höchst willkommen. Und er saß bereits im Fahrzeug, als Lord Brigham und nach diesem, obwohl immer noch widersprechend und zögernd, die beiden Edelleute Platz nahmen.

Das Auto fuhr tuckernd und puffend auf seinen federnen Rädern davon. Nach wenigen Minuten hielt es bereits vor dem großen, vornehmen Haus, von dem der Lord die erste Etage bewohnte.

Als sie in der Wohnung angekommen waren, gab der Engländer in seiner Muttersprache dem Bedienten einen Befehl. Danach sprach er, sich an die drei Herren wendend: »Bevor wir zum Geschäftlichen übergehen, lege ich Wert darauf, Sie mit meinem Wein bekannt zu machen, dessen Lob ich soeben gesungen habe. Ich werde in dieser Zeit die Papiere für Sie holen, von denen ich Ihnen gesprochen habe!«

Der Kommissar wäre am liebsten dem Lord gefolgt, der aus dem indischen Salon hinter den bunten Draperien verschwand. Aber die Würde und die stolze, ruhige Gelassenheit der beiden adeligen Herren, die dort so würdig in ihren bequemen Stühlen thronten, hielten ihn an seinem Platz gefesselt.

Er holte denn auch mit erleichtertem Gemüt Atem, als aus dem angrenzenden Zimmer die Stimme des Lords wieder

erklang. Dieser sprach im bekannten wohlklingenden Ton: »Einen Augenblick noch, meine Herren! Die Papiere habe ich zwischen allerlei andere Papiere gelegt. Ich muss noch einen Moment suchen, aber bald werde ich alles gefunden haben!«

Darauf folgte wieder totenstille Stille. Und auch im indischen Salon saßen die drei Herren stocksteif und schweigend beieinander und warteten. Papiergeraschel war anfangs noch vernommen worden. Aber auch das verstummte ... Und eine Minute nach der anderen verstrich.

Kein Diener erschien mit dem Wein. Kein Gentleman kam zurück mit den Papieren, die seinen Adel beweisen sollten. Als etwa fünf Minuten vergangen waren, wurde der Kommissar sehr ungeduldig. Auch die beiden Herren begannen in ihren bequemen Sesseln unruhig hin und her zu rutschen.

Endlich beschloss man, nach gemeinsamem Überlegen, einmal im angrenzenden Zimmer nachzusehen. Es war doch komisch! Wo blieb der Lord bloß! Aber als der Kommissar aufstand, um einmal hinter den bunten Draperien zu stöbern, meldete Graf Steineck Bedenken an. Er sprach in unzufriedenem, etwas vorwurfsvollem Ton:

»Wir sind hier in einem fremden Haus, meine Herren! Ich hoffe, dass Sie daran denken werden!« »Sie haben Recht!«, bestätigte sofort der Burggraf. »Aber dennoch, ich glaube nicht, dass unser Freund es uns übel nehmen würde, wenn wir einmal nach ihm sehen würden ... ihm kann ja schließlich etwas passiert sein!«

»Würden Sie denken?«, fragte Steineck, »nein, nein, das wird es nicht sein! Lord Brigham suchte nach den Papieren. Er konnte doch auch keinen Augenblick vermuten, dass man an der Echtheit seines Adels zweifeln würde, und nun liegen die Papiere eben nicht so sofort griffbereit!«

»Sicher, aber ein Unglück kann jedem zustoßen! Was denken Sie davon, Herr Kommissar?«

Der Kommissar hatte bisher wenig gesagt. Er fühlte sich nicht sehr wohl in Anwesenheit dieser hohen Herrschaften, die ihn durch ihre Wichtigtuerei hier am Stuhl festgekettet hielten. Und mehr als je zuvor fühlte er das Fehlen seiner Selbstständigkeit, das ihn daran hinderte, entschlossen zu handeln. Aber nun löste er sich doch. Auf die Frage des Burggrafen ließ er ein spöttisches Lächeln hören. Und obwohl der Graf unwillig mit den Schultern zuckte und die Augenbrauen hochzog, als käme ihm das Gesagte des Von Hennequin töricht vor, ließ sich Peter Böcher diesmal davon nicht einschüchtern. Er sagte:

»Herren, ich werde Ihnen meine Meinung sagen! Dieser sogenannte Lord führt Sie und mich an der Nase herum! Und Sie werden es mir sicher nicht übel nehmen, wenn ich behaupte, dass ich nicht hier bin, um mich von einem Hochstapler an der Nase herumführen zu lassen! Ich denke nicht daran, meine Herren, auch nur einen einzigen Augenblick länger an die Märchen zu glauben, die uns dieser sogenannte Lord alle aufzutischen versucht! Ich gehe der Sache auf den Grund!«

Böcher sprang mit entschlossener Geste auf. Er schob die

schweren Draperien beiseite und betrat das angrenzende Zimmer. Die beiden anderen sahen einander ein paar Sekunden lang wie verblüfft an. Was tun? Sie zögerten einen Augenblick. Aber nach kurzem Zögern folgten sie doch dem Kommissar.

»Nun, was habe ich Ihnen gesagt?«, rief der Kriminalist in wütendem Ton aus. »Was sagte ich? Oh! Was bin ich dumm gewesen! Was habe ich unbedacht gehandelt! Ich hätte den Kerl sofort verhaften müssen!«

In der Tat! Das Zimmer war leer! Ganz leer! Und als die Herren zur Tür gingen, die auf den Flur hinausführte, bemerkten sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen und Schrecken, dass diese – verschlossen war.

Auch der Ausgang, der aus dem indischen Salon nach draußen führte, war versperrt. Der Bediente hatte also sicher einen anderen Auftrag erhalten, als spanischen Wein aus dem Keller zu holen und diesen den Gästen zu servieren.

Das war eine schöne Geschichte. Ein sauberes Ding! Steinck und der Burggraf sahen einander an mit Gesichtern, die alles andere als angenehme Empfindungen ausdrückten. Und der Kriminalkommissar hatte vor lauter Wut und Reue einen Kopf so rot wie ein Krebs.

Oh! Hätte er doch nur seinen Willen durchgesetzt! Wäre er doch nicht so wankelmütig gewesen, so schlaff! Hätte er doch einmal auf eigene Initiative gehandelt. Was hatte er für ein Bedauern! Ein riesiges Bedauern!

»Was soll ich jetzt anfangen!«, rief er in größter Verzweif-

lung aus. »Anstatt eine Belohnung zu erhalten, anstatt befördert zu werden, werde ich nun von meinen Vorgesetzten einen tüchtigen Einlauf bekommen! Und Sie, meine Herren! Sie sind daran mitschuldig! Ja, tatsächlich. Sie sind mitverantwortlich!«

»Hören Sie einmal, lieber Freund«, begann Graf Steineck mit hoher Nasenstimme, »hören Sie einmal. Sie müssen ... eh ... eh ... Sie müssen ... nein, das ist doch nicht die Art ... eh ... eh ... das ist doch wahrlich nicht der richtige Ton ... nein, nicht der gute Ton ... eh ... eh ... was sagen Sie dazu, werter Burggraf ... eh ... eh ... was sagen Sie dazu ... ist das wohl der richtige Ton ... um gegen uns ... Mitglieder des Millionärsclubs ... sagen Sie, Burggraf, was denken Sie davon ... eh ... eh ... eh!«

»Deshalb hat da vorhin auch das Automobil so gewaltig gepufft«, sprach der Burggraf in nachdenklichem Ton, »und das Rauschen im Zimmer hier nebenan ... hörte plötzlich auf ... ja, genau ... das habe ich dann doch wohl gut gehört ... ich meinte schon ... ich bildete es mir doch so deutlich ein ... nein, nein ... ich habe mich nicht geirrt ... sagen Sie einmal, Herr Kommissar ... haben Sie das auch nicht gehört? ... das war doch ganz deutlich wahrnehmbar ... nicht wahr, Graf?«

»Ja, ... aber ... eh ... eh ... ganz deutlich ... tatsächlich ganz deutlich ... das hätte der Polizist doch hören müssen ... eh ... eh ... ja, warum hat der Polizist das nicht gehört ... das passt nicht ... eh ... eh ... nein, das passt nicht ... wenn man doch Kommissar der Polizei ist ... der Kriminalpolizei

... das ist unerhört ... das passt absolut nicht ... eh ... eh!«

Rasend, wie ein gehetztes Tier, trat der Kommissar so lange gegen die geschlossene Tür, bis diese aufsprang. Dann flog er die Treppe hinunter – aber das Automobil war verschwunden. Dass Lord Brigham, alias John Raffles, in diesem Fahrzeug, das puffend gewartet hatte, in die weite Welt hinausgezogen war, um dort Freiheit zu suchen und zu finden, begriff Peter Böcher ebenso schnell wie die beiden Millionäre, die nun auch nach unten gekommen waren.

Man bemühte sich später, auch von Seiten des Millionärclubs, den gewieften Abenteurer, der alle weit überlistet hatte, aufzuspüren. Aber dies gelang selbst dem unermüdlischen Henry Stern nicht, der nichts unversucht ließ. Erst viel, sehr viel später sollten er und der Gesuchte einander wiederbegegnen im indischen Märchenland, wo die Natur so viele Wunder geschaffen hat, dass selbst der tollste Abenteurer seiner ungezügelten Fantasie freien Lauf lassen kann.

ENDE

In der nächsten Folge, Nummer 6, mit dem Titel *Der Doppelgänger des Bankdirektors*, wird erzählt, wie John C. Raffles eine unglückliche Frau vor dem willkürlichen Handeln ihres unwürdigen Ehemannes schützt. Wie er die Verwandten dieser Frau, die in die Verzweiflung getrieben wurden, aus den Klauen des Blutsaugers befreit und ein kostbares Kleinod, verziert mit Perlen und Juwelen, aus den Händen des Schurken zu retten weiß. Wie immer bestraft der Meisterdieb auch in dieser Geschichte einen Bösewicht, der seine Schurkereien bisher ungestraft ausführen konnte, ohne von irgendeinem Gesetz daran gehindert zu werden.

